

Michael Wäser

Warum der stille Salvatore eine Rede hielt



Roman

© axel dielmann – verlag
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main, 2024
www.dielmann-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung:
Urs van der Leyn, Basel
Satz:
Dagmar Mangold Agentur, Bad Soden im Taunus
Gedichtzitate aus: Zbigniew Herbert,
„Fortinbras’ Klage“, deutsch v. Karl Dedecius
Titel-Gestaltung:
@ Michael Wäser, Berlin – danke!



ISBN 978 3 86638 444 6
eBook 978 3 86638 445 3

axel dielmann – verlag
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

Salvatore	9
Vera	18
Die abenteuerliche Geschichte des Soldaten Lydian Perta, fünfter Teil: Ein glückliches Kind	24
Ein einfacher Mann	29
Fortinbras und die 60-Watt-Birne	32
Sica	46
Zu Hause	52
Ein Versuch	59
Verändert	64
Die abenteuerliche Geschichte des Soldaten Lydian Perta, vierter Teil: 0,36772 Sekunden	68
Dem seltsamen Salvatore kommt in der Welt alles seltsam vor, und er hingegen der Welt auch	71
Conradi	91
Signaturtechnologie	96
Geheimnis	100
Es ist ein Band von meinem Herzen	107
Die abenteuerliche Geschichte des Soldaten Lydian Perta, dritter Teil: Held der Freiheit	116
Zwei Mal Limonade	122
Was der Präsident wünscht	137
Der Herr im Hause Miller	146
Du riechst gut	163

Heraus aus Babylon!	169
Liebe	179
Auf einem Spielplatz im Park	186
Die abenteuerliche Geschichte des Soldaten Lydian Perta, zweiter Teil:	
Frauen	196
Operation Blaubart	202
Mr. Miller macht einen Termin	209
Uhrenvergleich	218
Freunde	225
Die abenteuerliche Geschichte des Soldaten Lydian Perta, erster Teil:	
Tapezieren	232
Denunziation	235
Eine Nachricht von der Regierung	242
Schuld	246
Kümmern	252
Entführt	270
Bovniker Cabemet	294
Schalen	298
Drei Tote	303
Hebel	309
Advent	313
Epilog. Traum. Wie schön.	337
 <i>Über den Autor Michael Wäser</i>	 340

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!

Andreas Gryphius

*Das Revolutionärste, was wir tun konnten, war, direkt neben
den Bankentürmen eine kleine Kommune zu gründen, wo alle
immer wahnsinnig nett zueinander sind.*

David Graeber, Occupy Wall Street

Why don't we do it in the road?

Paul McCartney

That's why I love mankind.

Gott/Randy Newman

Salvatore

Als der Pottwal neben ihm explodierte, wechselte Salvatore Krig auf seinem Motorroller gerade vom zweiten in den dritten Gang. Überraschenderweise stand die Explosion in keinem direkten Zusammenhang mit der bestehenden politischen Situation in Bovnik, sondern bildete den ab einem gewissen Zeitpunkt zwar vorhersehbaren, aber dennoch unerwarteten Höhepunkt einer Kette von Ereignissen, mit denen Salvatore, außer dass sie sein Leben beendeten, nicht das Geringste zu tun hatte.

Wie an fast jedem Tag war der unscheinbare Mann an diesem Morgen im späten April durch Bovniks Straßen geknattert, hatte sich durch die engen Gassen des Haupthügels der Altstadt geschlängelt, die mit Wein bewachsenen Hänge an deren Rand durchquert und war dann über die Küstenstraße am neuen Hafen vorbei zurück Richtung Stadtzentrum gefahren. Aus der Entfernung war ihm der Schwertransport, der sich auf dem Weg zum zoologischen Institut der Bovniker Universität befand, nicht weiter aufgefallen. Eskortierte Tieflader und Lastwagenkonvois gehörten in dem geschundenen Kleinstaat zum alltäglichen Stadtbild. Erst als er sich den langsam fahrenden Vehikeln näherte und hinter den blauen Blinklichtern der den Zug abschließenden UN-Jeeps ein äußerst ungewöhnliches und auch ungewöhnlich großes Objekt auf der Ladefläche des Sattelzuges entdeckte, wurde seine Neugier geweckt. Er überholte den hinteren Jeep und verlangsamte dann neben dem dunklen, monumentalen Kadaver, um ihn bestaunen zu können, doch die Begleiter des Transporters hupten und schrien ihn an, er solle sich davonmachen und gefälligst weiterfahren. Also beschleunigte er wieder. Er passierte gerade die Mitte des Tieres, als es geschah.

Mehrere Kubikmeter Blut, Blutgefäße und andere Organe und etwa die Hälfte der einhundertachtzig Meter Darm des Wals stürzten aus dem aufplatzenden Körper und überfluteten die Straße neben dem Sattelschlepper wie die Schlammlawine eines Erdbebens. Die Innereien, die aus dem toten Wal herausgeschleudert wurden, schienen, so erzählten es Augenzeugen aufgeregt und nach Atem ringend den sich rasch versammelnden Schaulustigen, geradezu nach dem Rollerfahrer gegriffen, ihn vom Sitz geschleudert zu haben, bevor sie ihn unter sich begruben und der Motorroller, nachdem er noch eine kurze Strecke führerlos weitergefahren war, krachend unter ein geparktes Auto rutschte. Der mystifizierende Anflug, der dem ohnehin spektakulären Ereignis auf diese Weise beigemischt wurde, entsprach dem traditionell irrationalen Grundbefinden der meisten Bewohner dieses Landstriches und wurde folglich von niemandem bezweifelt. Stattdessen haftete er von nun an dem Unfallopfer als Legende an. Unmittelbar nach der Explosion herrschte für eine gewisse Zeit völlige Verwirrung. Hatten die Thunakis die Begrenzungsvereinbarung gebrochen und einen zivilen Transport mit unsignierten Granaten angegriffen, natürlich genau am Tag der großen Kundgebung auf dem Platz des Sieges, die am frühen Abend stattfinden sollte? War der Wal vielleicht zum Ziel der Bovniker Untergrundbewegung geworden, die ihn vor dem Nationalfest für einen ihrer geschmacklosen Späße missbrauchte? Weder ein Granatenabschuss noch eine echte Detonation waren zu hören gewesen. Nein, das Tier war offenbar ganz von selbst geplatzt. Letzte Gewissheit brachte der Geruch. Jeder Mensch in Bovnik wusste genau, wie es nach einer Sprengstoffexplosion roch, und nichts roch hier wirklich nach einer Granate. Stattdessen verbreitete sich über der gigantischen Sauerei auf der Straße ein Gemisch aus Gerüchen, das allen Menschen im Umkreis von zweihundert Metern den Atem nahm. Als erstes und flüchtigstes Element attackierten die Verwesungsgase aus dem Bauch des Wals den Geruchssinn der Umstehenden. Diesem folgte der Gestank des verdorbenen Fleisches und der Innereien

des Wals, der sich langsamer verbreitete, aber wegen der Windstille an diesem Morgen nicht verflieg. Als Drittes dünstete aus den geplatzten Därmen des Kadavers der scharfe, etwas salzige, Übelkeit erregende Geruch halb verdauter Tiefseekalmare. Die Sensibelsten unter den Zuschauern übergaben sich spätestens jetzt, was dem Geruchcocktail weitere unangenehme Noten hinzufügte. Ob es eher der Anblick war, der den Menschen so setzte, der Geruch oder beides zusammen, spielte nun keine Rolle mehr. Doch selbst die Hartgesottensten, die gerne mit einem Magen aus Stahl prahlten, wurden auf eine ernste Probe gestellt, als nun der König des Gestanks dem Chaos entstieg: Ambra. Die mehrere Kilogramm schweren, wächsernen Klumpen aus dem Verdauungstrakt des Pottwals schützten die Tiere vor harten, unverdaulichen Überresten ihrer Beute, indem sie zum Beispiel den abgetrennten Schnabel eines Kalmars umschließen, sodass er im Darm des Pottwals keinen Schaden mehr anrichten kann. Die Substanz, die, wenn sie einige Wochen an der Luft trocknen konnte, sehr angenehm riecht und früher zum Grundstoff vieler Parfums gehörte, entwickelt im frischen Zustand einen gänzlich anderen Geruch, den ein deutscher Chemiker einmal mit einem Vergleich zu beschreiben versuchte. Der Geruch von frischem Ambra, schrieb er, habe sich eingestellt, als er einmal eine größere Menge menschlicher Exkremente über längere Zeit in einem Fass verrotten ließ. Der Gestank sei so durchdringend gewesen, dass er das fest verschlossene Gefäß aus dem Labor habe entfernen müssen. Die Wale jagenden Ureinwohner der Polarregionen evakuierten ihre Dörfer, wenn sie mit einem erbeuteten Pottwal zurückkamen und wegen starken Seegangs gezwungen waren, das Tier am Ufer auszuweiden und nicht, wie sonst üblich, schon auf See, so sehr stanken die Gedärme. Dies dürfte erklären, warum sich einige Begleiter des Zuges nur zögernd dazu entschließen konnten, sich einen Weg durch den beinahe mannshohen Haufen aus Blut, Blutgerinnseln und Innereien zu bahnen, der sich mitten auf der Straße über dem unbekannten Rollerfahrer auftürmte.

Sie wateten durch das in der kühlen Morgenluft dampfende Geschlinge, wussten sich aber nicht recht zu helfen, zögerten auch, sich durch diese ungeheure Masse aus prall gefüllten Därmen hindurchzuwühlen, in sie einzutauchen, um den Unbekannten, der darunter lag, zu bergen und, wenig wahrscheinlich, zu retten. Denn das hier konnte ein normaler Mensch nicht überlebt haben. Falls doch, würde er ersticken, während die Helfer sich mit bloßen Händen durch die tonnenschweren, blutigen Überreste arbeiteten. Trotz des Gestanks, der sich über der Unglücksstelle nun dauerhaft festgesetzt hatte und das Atmen schon von sich aus fast unmöglich machte, warfen sich ein paar Beherzte in den warmen, blutigen Berg und zertritten mit bloßen Händen die baumdicken, schmierigen Därme zur Seite, minutenlang, sicherlich viel zu lang für den, der dort unten lag.

Der etwa fünfzehn Meter lange Pottwal war am vorangegangenen Morgen tot am Strand in der Nähe des Hafens angespült, von Arbeitern entdeckt und der Hafenaufsicht gemeldet worden. Ein toter Wal in Bovnik, zumal dieser Größe, stellte ein außergewöhnliches Ereignis dar, und so war schon die Bergung, die äußerst kompliziert und mühsam vonstattenging und vom späten Morgen bis zum späten Abend dauerte, von Hunderten Zuschauern und etlichen Journalisten neugierig verfolgt worden. Zuerst war der Kadaver mithilfe eines Schleppers zu einer befestigten Hafenmole gezogen und dort festgemacht worden, damit ein von den Universitätsmitarbeitern dorthin bestellter mobiler Schwerlastkran den Wal unbeschädigt aus dem Wasser hieven und auf einen Sattelschlepper laden konnte. Die Chance, einen vollständigen, ausgewachsenen Wal in der Universität untersuchen zu können, bot sich den Bovniker Zoologen und Meeresbiologen zum ersten Mal überhaupt. Deshalb bestanden sie darauf, den Wal nicht zu zerlegen und lieber einen zweiten mobilen Kran zu ordern, als sich die ersten Probleme bei der Bergung zeigten. Sie schätzten das Tier nun auf 35 Tonnen und mussten zugeben, dass ein Wal im

Wasser eindeutig leichter zu bewegen war als in der Luft. Der erste Kran brachte den mächtigen Kadaver alleine nicht aus dem Hafenbecken und drohte, selbst hineinzustürzen, weil ihn das enorme Gewicht des toten Tieres zum Kippen brachte. So mussten die Beteiligten und Unbeteiligten beinahe zwei Stunden auf den zweiten Kran warten. Sie unterhielten sich, ob sie nun Biologen waren oder nicht, lebhaft über Sinn und Unsinn der Bergung, über die einzig richtige und die vielen falschen Methoden dafür, über die jüngste Provokation der thunakischen Feinde und den schönen, sonnigen Vormittag. Eine übernatürliche Angelegenheit mochten die Bovniker zu diesem Zeitpunkt noch nicht aus dem Vorfall machen, dazu sah der Wal einfach zu erbärmlich aus, fast so erbärmlich wie der erste Versuch, das viel zu schwere Tier aus dem Wasser zu befördern. Der gigantische Meeresbewohner war zwar aufseherregend, aber ansonsten einfach nur tot. Er wies, soweit man sehen konnte, keine frischen Verletzungen auf, die wenigstens auf einen dramatischen Kampf hingedeutet hätten, einen Kampf, den das Tier in der Tiefsee mit einem Riesenkalmar geführt haben könnte. Nein, dieser Wal war offenbar einfach so verstorben und tot an Land gespült worden. Wie alt mochte er sein? Wüste Spekulationen machten die Runde, man überbot sich mit Schätzungen, denn diese Wale, das hatte man ja gehört, wurden manchmal über zweihundert Jahre alt. Dieser hier, wenn er an Altersschwäche gestorben war, konnte also durchaus am Anfang des 19. Jahrhunderts geboren worden sein. Vielleicht hatte er schon früh Bekanntschaft mit Waljägern in kleinen Ruderbooten gemacht, war unter den großen Ozeanlinern, vielleicht gar unter der Titanic hindurchgetaucht, hatte das Stampfen der Schlachtschiffe verfolgt, die brutalen Explosionen von Torpedos und Minen überstanden und es später, in hohem Alter, auch noch geschafft, den modernen Fangschiffen mit ihren erbarmungslos zielgenauen und tödlichen Harpunen zu entweichen. Ein Stück Weltgeschichte wartete darauf, von Wissenschaftlern der kleinen Bovniker Universität untersucht zu werden.

Auch als der zweite Kran endlich einsatzbereit war, mühten sich die Arbeiter und Biologen noch stundenlang mit dem Kadaver ab. Zu dem Stahlseil, das man schon am Morgen um den hinteren Teil des Wals geschlungen hatte, und das über den ersten Kran lief, kam nun ein weiteres vom zweiten Kran, das um den Kopf des Kadavers gezurrt wurde. So konnte das Tier endlich aus dem Wasser gehoben werden, wobei es, wie ein gigantischer Egel zwischen den beiden Schlaufen hängend, einen noch erbärmlicheren Eindruck machte als vorher. Immerhin gelang es nun, den Wal langsam und vorsichtig auf der Ladefläche des Tiefladers abzulegen, mit dem Kopf zum Heck. Nun erwies sich jedoch, dass man sich mit dem Gewicht des Wals grob verschätzt hatte. Der Ladeanhänger brach unter dem Kadaver zusammen, der zweifellos mehr als fünfzig Tonnen wiegen musste. Ein 100-Tonnen-Anhänger musste bestellt, der Wal wieder angehoben, der zerstörte Anhänger entfernt und der stärkere unter den Wal manövriert werden, bis das schwergewichtige Untersuchungsobjekt endlich als geborgen bezeichnet werden konnte. Die Arbeiter nahmen erschöpft den zaghaften, aber verdienten Applaus der verbliebenen Zuschauer entgegen, die sich auf diese Weise für die Ablenkung von ihrem kriegsgewohnten Alltag bedankten und sich zerstreuten, bevor der Wal, es war mittlerweile schon Nacht geworden, gänzlich fixiert und transportfertig war. Die fortgeschrittene Tageszeit war es auch, welche die Bovniker Behörden veranlasste, den sofortigen Abtransport des Kadavers zur Universität zu untersagen. Die nächtliche Ausgangssperre, die dem Ausnahmezustand geschuldet war, galt nun einmal auch für diesen Sonderfall. So musste der tote Wal die Nacht auf einem abgeschlossenen Lagerplatz im Hafen verbringen, wo die dort stationierte, vierköpfige Wachmannschaft ihn in ihre Obhut nahm. Leider hatten die Stunden (oder gar Tage), die der Wal tot im Meer getrieben hatte, das hilflose Gezerre an den scharfen Stahlseilen, die um den Leib des Wals geschlungen worden waren, und zu guter Letzt das Eigengewicht des Kadavers, der zwischen den Seilen baumelte, seine Wirbelsäule und die

inneren Organe, Blutgefäße und Bindegewebe derart stark gewalkt, gezerzt und gestaucht, dass das schon im Verwesen begriffene Tier, als die warme, mediterrane Nacht fortschritt, eher einem mit zig Tonnen verdorbener Eingeweide gefüllten Sack als einem toten Säugetier glich. Durch die beschleunigte Verwesung im Inneren des Kadavers entstanden mehr und mehr Gase, die den Leib aufblähten. Diese Veränderung fiel den Wachmännern in ihrem Wachhäuschen nicht auf, sie hatten sich nur anfangs ein paar Minuten für die spektakuläre Fracht auf dem Platz interessiert, sich gegenseitig fotografiert, wie sie vor dem Wal posierten und sich dann ihrer nächtlichen Routine gewidmet. Verhängnisvollerweise war am folgenden Morgen keiner der Meeresbiologen der Universität mit zum Hafen gekommen, als der Tieflader sich auf den Weg zur Fakultät machte, und so fiel niemandem auf, dass der Kadaver sich über Nacht erheblich aufgebläht hatte. Was den wenigen Männern auffiel, die an jenem Morgen in die Nähe des Wals kamen, war der mächtige Penis, der plötzlich, vor ihren Augen, durch den Druck im Leibesinneren aus seiner Hauttasche gepresst wurde und von nun an seitlich des Kadavers herabhing. Selbst im schlaffen Zustand maß dieses auberginefarbene, spitz zulaufende Fortpflanzungsorgan knapp zwei Meter Länge und veranlasste die anwesenden Männer, sich wiederum gegenseitig vor dem toten Wal zu fotografieren, diesmal, angestachelt von der Vorstellung maßloser Potenz, in sehr aufgeheiterter Stimmung. Erst danach hatte man den Lastwagen in Gang gesetzt. Die Rüttelbewegungen während der Fahrt durch die Stadt und die ansteigenden Temperaturen verstärkten die Gasentwicklung im Innern des Tieres ein weiteres Mal. Vielleicht hätte der Körper dem wachsenden Druck länger widerstehen können, wäre der Wal am Vortag nicht doch bereits mit starken inneren Verletzungen, die zu seinem Tode geführt hatten, angeschwemmt worden. Denn anders, als die Schaulustigen und auch die Biologen vermutet hatten, war der Wal nicht einfach so gestorben. Er war von einem gigantischen, stählernen Hammer getroffen worden, unvorbereitet, und vielleicht

sogar, ohne dass es der Wal überhaupt bemerkte. Der Hammer hatte seine Wirbelsäule zerschmettert, als er, verloren in einem tiefen, kollektiven Traum aufrecht im Wasser schwebend, mit dem mächtigen Kopfende knapp über der Wasserlinie, schlief. Der Hammer, das war der Bugwulst eines einhundertneunzig Meter langen Containerschiffes, beladen mit Baumaterialien, Handels- und Hilfsgütern für Bovnik. Mit seiner Höchstgeschwindigkeit von 35 Knoten war der Frachter einige Tage vor dem unappetitlichen Vorfall in der Bovniker Innenstadt etwa zehn Seemeilen vor der Küste in eine Gruppe schlafender Pottwale gefahren. Im Zustand der maximalen Beladung des Schiffes durchpflügte die Spitze des Wulstbugs das Wasser etwa sechs Meter unter der Oberfläche und traf den träumenden Wal direkt in den Rücken, zerschmetterte seine Wirbelsäule oberhalb der Körpermitte und quetschte das umliegende Gewebe, Nerven und Blutgefäße so stark, dass das bewusste und bewegungsunfähige Tier wenige Stunden später an inneren Blutungen starb. Zuvor aber versammelten sich einige der anderen Wale um den Verletzten und brachten ihn in die Nähe der Küste. Erst als er kein Lebenszeichen mehr zeigte, überließen sie ihn der Strömung und zogen sich wieder zurück in tiefere Gewässer. Dass er während des Schlafes getroffen worden war, den Pottwale vollkommen austariert wie Bojen direkt an der Wasseroberfläche verbringen, sorgte auch dafür, dass er nicht in die Tiefe sank, sondern selbst nach seinem Tod noch an der Oberfläche dümpelte, bis er schließlich beim Hafen anlandete. Sein Körper platzte über der Wirbelsäule auf, genau an der Stelle, die von dem Frachtschiff getroffen worden war.

Endlich legte jemand eine Hand des Verschütteten frei und schrie nach den anderen Helfern, die, über und über mit Blut und halb verdautem Tintenfisch beschmiert, zu ihm eilten. Die umstehenden Gaffer, die trotz des unerträglichen Gestanks immer zahlreicher wurden, fühlten sich wie in einer dieser Fernsehshows, in der kleine Teams sich durch einen Swimmingpool voller Schmierseife

arbeiten müssen, nur war das hier keine Seife. („Jedenfalls noch nicht!“, scherzte einer, der sich mit Walen auszukennen glaubte.) Die Helfer legten den Kopf und den anderen Arm Salvatores frei und zogen an seinen glitschigen Gliedmaßen, zerrten, rutschten ab, zerrten wieder. Diesmal fühlten sich die Zuschauer an TV-Dokumentationen erinnert, in denen wagemutige Tierärzte Kühen, Elefanten oder Giraffen Geburtshilfe leisten, wobei man anfangs nur einige Gliedmaßen des Neugeborenen erkennen kann, in oft absurden Verrenkungen, glitschig so wie hier, bis irgendwann der ganze Körper herausstürzt, begleitet von einem Schwall aus Blut, Fruchtwasser und der Nachgeburt. Endlich befreiten die Helfer den leblosen Körper, zogen ihn aus der blutigen Masse heraus. Kein Puls, keine Atmung war auszumachen. Allerdings auch keine äußerlichen Verletzungen, soweit man das in all dem Walmatsch und Blut überhaupt ausmachen konnte. Einer der begleitenden UN-Soldaten zog dem Mann seinen altmodischen Motorradhelm vom Kopf, strich mit seinen vor Aufregung zitternden Händen das unbeschreibliche, schmierig-blutige Zeug so gut er konnte zuerst aus seinem, dann aus Salvatores Gesicht, unterdrückte den Brechreiz und begann, das Opfer des toten Wals zu beatmen und sein Herz zu massieren und fuhr damit fort, bis ein Krankenwagen eintraf. Gerade als sich der Notarzt, gegen die Übelkeit ankämpfend, die ihn am Unfallort wie ein Schlag getroffen hatte, über den Körper beugte, der von den Innereien, dem Blut und den stinkenden Ambra-Klumpen um ihn herum kaum zu unterscheiden war, betrachtete Salvatore die Szenerie mit tiefer Freude und einer bis dahin für ihn gänzlich unbekannten Gelassenheit. Wie ein kühnes, von Rot- und Violetttönen geradezu überbordendes Gemälde mit einem himmelblauen Bildhintergrund breitete sie sich über ihm aus. Über ihm. Jetzt erst bemerkte Salvatore, dass er sich selbst und alles andere von unten sah, umrahmt von den feucht glänzenden Schlieren, Schlingen und Klumpen, die ihn eben noch bedeckt hatten. Er sah den Notarzt, der sich auf Salvatores Reanimation vorbereitete und seinen Rettungssanitätern Kommandos zurief,

sah den Walkadaver, dem Eingeweide wie eben erst erstarrte Lavaflüsse aus dem aufgerissenen Leib hingen, sah die Menschen, die rundherum um Fassung rangen und über das Geschehen staunten, das selbst den abgebrühten Bovnikern wie das ultimative und sprichwörtliche Blutbad erscheinen musste, und darüber den blauen, strahlenden Morgenhimmel, sah alles, als bestünde der Boden aus Glas oder Wasser und Salvatore schwebte heiter spielend darunter her. „Traum“, dachte Salvatore. „Wie schön.“

Vera

In ihrem leichten, dunkelblauen Mantel, mit einer großen, sehr dunklen Sonnenbrille auf der Nase, Ballerinas an den Füßen und einem einfachen Einkaufsbeutel, der an ihrer Armbeuge baumelte, sah Vera aus wie die meisten der Bovniker Frauen, die an diesem Abend in der Stadt unterwegs waren. Aus allen Richtungen strebten sie und viele Männer, auch Kinder und Jugendliche, dem Platz des Sieges zu. Die meisten Frauen trugen zwar keine blonde Perücke wie Vera, aber sie mussten ja auch ihre Identität nicht verbergen. Sie führten nichts Unerwünschtes im Schilde, wollten ihre Besorgungen machen oder die Ansprache des Präsidenten hören, oder beides. Vera führte etwas im Schilde. Sie trug eine Waffe in ihrem Einkaufsbeutel, eine neu entwickelte, chemische Waffe, die sie an diesem Abend zum ersten Mal einzusetzen gedachte. Der Aufdruck „WE KNOW!“, der in Bovnik Tausende Einkaufsbeutel zierte und auch sonst allgegenwärtig war, widersprach in seiner keinen Widerspruch duldenden Selbstgerechtigkeit Veras Überzeugungen auf fundamentalste Weise, doch zur Tarnung taugte der Beutel ausgezeichnet. Veras Puls ließ die Adern an ihren Schläfen hervortreten, das spürte sie, und die lockige Perücke wirkte in der warmen Abendluft beinahe wie eine Wollmütze; schon rann ein Schweißtropfen in Veras linkes Auge, das gleich ein wenig brannte. Sie pustete den Tropfen beiseite, doch er brannte weiter. Sie war

beinahe am Ziel angekommen, einer wegen Kriegsschäden gesperrten und mehrfach verwinkelten Gasse etwas oberhalb des Platzes, auf dem sich schon etwa dreitausend Menschen vor dem Rednerpodium versammelt hatten. Mit gleichmäßigen Schritten und gerade so eilig, dass sie noch nicht auffiel, setzte sie ihren Weg fort. Vera sammelte ihre Gedanken und erinnerte sich daran, was ihr Plivia, ihre Trainerin, eingeschärft hatte: „Gesteh dir deine Nervosität ein, bevor du deine Aktion ausführst. Sag es leise für dich. Das verschafft dir wieder einen klareren Kopf und du kannst dich besser konzentrieren. Jeder ist nervös vor so einer Sache, gerade beim ersten Mal.“ Dann hatte Mikos, der Anführer, Veras verständnisloses Gesicht als Aufforderung missverstanden, ihr die biologisch-psychologischen Hintergründe zu erläutern und ihr etwas vom „präfrontalen Kortex“ erzählt, der durch die Formulierung der Angst geleert und wieder zur Verwendung freigegeben wird, wobei ihm Vera nicht folgen konnte, sich jedoch immerhin einprägte, was zu tun sei. Also sagte Vera nun ganz leise: „Ich bin verdammt Scheiße Scheiße Scheiße nervös.“ Das traf zu, sie war ungeheuer nervös. Denn nicht nur war ihre Aktion geeignet, sie geradewegs in eine Gefängniszelle zu befördern, sie sollte auch ihre Eintrittskarte in den inneren Kreis der Aktivisten von AR sein, eine Art Reifeprüfung der Bovnik-Guerilla. Deshalb führte sie die Aktion auch ganz allein durch. Wochenlang hatte sie dafür geübt, jeden Tag vor oder nach der Arbeit war sie zum alten Stadtweiher gegangen, um Frisbee zu spielen. Ein, maximal zwei andere aus der Guerilla, deren Namen sie nicht kannte, hatten mit ihr zusammen trainiert. Die ausgemergelten, mit Schutt übersäten Wiesen beim alten Stadtweiher waren ein beliebter Platz für die wenigen Frisbeespieler, Jongleure und Diabolo-Fanatiker in Bovnik. Unmöglich, dort als Staatsfeinde aufzufallen, wenn man nichts tat, als Frisbee zu spielen. Nur die letzten zwei Wochen hatte Vera in einer der vielen leer stehenden Fabrikhallen geübt, denn das Frisbee war nun mit einer Komponente versehen worden, die entscheidend für den Erfolg der Aktion war, es aber unmöglich

machte, damit in der Öffentlichkeit in Erscheinung zu treten. Sie sorgte dafür, dass die Moleküle des Frisbees, war es einmal aus der stickstoffgefüllten Schutzhülle entnommen, mit der Luft reagierten und auskristallisierten. Nach etwa dreißig Sekunden wurde aus der flexiblen Scheibe, die mit unterschiedlichen Wirkstoffen versetzt werden konnte, ein hochsteifes, glasartiges, aber noch immer sehr leichtes Material, das ab einem gewissen Grad von Erschütterung zu Millionen feiner Krümel zerfiel. Der Wirkstoff für den heutigen Abend, der Weltpremiere des Guerilla-Frisbees, war das Glanzstück des Chemikers, der auch das Material des Frisbees entwickelt hatte. Vera wusste nicht, wer dieser Chemiker war (er hieß Pol) und wie er aussah (er sah langweilig aus), sie wusste nur, dass dieses Frisbee den Wirkstoff enthielt. Diesen Chemiker Pol kannte Vera allerdings schon seit Längerem, wenn auch aus reinem Zufall und ohne zu wissen, dass der träge junge Mann mit dem stets etwas verstörten Gesichtsausdruck, dem sie fast täglich begegnete, eben dieser Untergrund-Chemiker war. Er belieferte nämlich die Espresso-Bar, in der sie arbeitete, mit Süßgebäck. Pol wiederum wusste nicht, dass die langhaarige Brünnette aus der Bar, mit dem breiten, ernsten, aber sympathischen Gesicht, mit der er gerne näher bekannt geworden wäre, ebenfalls dem Kreis der Aktivisten von AR angehörte und dazu ausersehen war, seine neueste Erfindung auf möglichst eindruckliche Weise der Weltöffentlichkeit zu präsentieren. Das gegenseitige Unwissen hatte Methode, diente den Aktivisten zu ihrem eigenen Schutz und zum Schutz davor, jemand anderen im Falle einer Verhaftung zu verraten. In einem Kleinstaat wie Bovnik war die Wahrscheinlichkeit, einander zu kennen, viel höher als in größeren Ländern. Daher sollten die einzelnen Aktivisten auch nicht mehr voneinander erfahren, als unbedingt notwendig war, und das war meist gleichbedeutend mit Nichts. Wie viele „Laborratten“ verfügte der Chemiker Pol nur über ein ausgesprochen kümmerliches Talent zu flirten, auch wenn er seinen Lebensunterhalt nicht als Wissenschaftler, sondern als Fahrer verdiente. Doch selbst wenn er ein attraktiver

Charmeur gewesen wäre, hätte er bei Vera auf Granit gebissen. Sie hatte anderes im Kopf, als ihren zahlreichen unerfreulichen Erfahrungen mit Liebesabenteuern ausgerechnet während ihrer Initiation als Widerstandskämpferin eine weitere hinzuzufügen. Sie kannte ihre Unzulänglichkeiten im zwischenmenschlichen Bereich mittlerweile sehr gut – zu gut womöglich, um darin noch irgendeine Perspektive zu erkennen. So blieb dem schüchternen Chemiker immerhin eine kühle Zurückweisung erspart und das Thema „Backwaren“ konnte, jedenfalls vorerst, in seinem Bewusstsein ohne größere emotionale Enttäuschung überdauern, sodass er eines Morgens während einer Auslieferungstour auf die Idee kam, einmal ein Werkzeug des Widerstands zu backen und es bis zur Anwendungsreife weiterzuentwickeln. Diese unkonventionelle Herstellungsmethode musste allerdings eine Ausnahme bleiben, denn er wollte vermeiden, dass die Spuren, die seine Entwicklungen nach ihrem ordnungsgemäßen Gebrauch hinterließen, Verbindungen zu Bäckereien – und damit zu ihm selbst – nahelegten.

Vera erreichte die Gasse. Der Zugang war mit einem Baugerüst verstellt, das jeden unerwünschten Blick von der Straße verhinderte. Sie vergewisserte sich, dass niemand sie sah und kletterte zwischen den Gerüststangen und Abdeckfolien hindurch. Die kaum zwanzig Meter lange Gasse führte zu einer steilen Treppe, die an ihrem Fuß ebenfalls gesperrt worden war. Die Häuser links und rechts hatten keine Fenster zur Gasse hin. Vera war allein, und wenn sie der Treppe am Ende nicht zu nahe kam, konnte niemand sie sehen, auch nicht vom Siegesplatz aus, denn der blieb hinter einem größeren Gebäude verborgen, was der Grund dafür war, dass Vera diese Stelle ausgesucht hatte – sie wurde während der Veranstaltung nicht vom Geheimdienst überwacht. Gegenüber, hinter dem Platz und seinen ihn dort einfassenden Häusern, fielen die Karstfelsen ohnehin steil zum Meer und zum Hafen ab. Nun kam alles auf Veras Training an. Mit einem kleinen Fernrohr spähte sie aus dem

Schatten hinüber zu den alten Platanen am westlichen Rand des Platzes. Ihre mächtigen Kronen ragten gerade bis in Veras Höhe. Ihre Blätter bewegten sich nur leicht – die Brise wehte vom Meer her, ideal für Veras Mission. Den Platz selbst konnte Vera nicht sehen, aber das brauchte sie auch nicht. Sie hatte sich die Position des Rednerpodestes schon auf dem Weg hierher einprägen können und kannte die Ausmaße des Platzes und der ihn umgebenden Gassen ohnehin seit ihrer Kindheit. Vera musste jetzt nur den richtigen Moment abwarten. Sie konnte hören, wie sich der Platz unter ihr immer weiter füllte. Es klang beinahe wie das Summen eines Bienenstocks oder das beständige Blöken und Meckern einer großen Ziegenherde, aber wahrscheinlich floss Veras eigene Verachtung der Volksbewegung in ihre akustische Observation stärker ein, als es unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. „We know!“, dachte sie. „Gar nichts wisst ihr. Schon gar nicht, was ihr gleich erleben werdet!“ Nachdem die Begrüßungsmusik, die aus einigen gewohnt schmalzigen Songs der neuen CD des Bovniker Schlagerstars Kris Bright bestand, endlich abrupt ausgeschaltet worden war, trat die beliebteste Fernsehmoderatorin Bovniks ans Mikro und begrüßte im Namen der Staatsführung die Menge, die ihr frenetisch zujubelte. „We know! We know! We know!“ Das konnte ebenso gut heißen, dass sie alles, was hier gesagt werden würde, schon tausendmal gehört hatten, dachte Vera. Aber so war es wohl kaum gemeint. Nun bat „Adorana“, wie sie von ihren Fans genannt wurde, den Bovniker Bürgermeister ans Mikrofon. Das bedeutete, dass alle hochrangigen Regierungsmitglieder, die sich nicht gerade in irgendwelchen „Sitzungen“ um weitere Millionen Hilfgelder bereicherten, nun auf ihren Plätzen hinter dem Podium sitzen mussten, inklusive des Präsidenten, der Regierungschefin und der meisten Ministerinnen und Minister, der Armeeführung und der obersten Richterschaft. Jetzt, solange der Bürgermeister, ein bedeutungsloser und korrupter Trottel, das Mikro besetzte und die wirklich wichtigen Leute still auf ihren Stühlen unter dem in etwa sechs Metern Höhe aufgespannten Schutzdach hockten,

musste es passieren. Vera atmete tief durch, konzentrierte sich. Dann riss sie die Transporthülle auf. Sie hatte nun maximal dreißig Sekunden und sollte sich nach der Ausführung augenblicklich aus dem Staub machen. Dreißig Sekunden stellten auch aus einem weiteren Grund das absolute Maximum dar, denn der Wirkstoff, der dem Frisbee diesmal beigemischt war, offenbarte seine ungeheure Wirkung augenblicklich und musste daher so schnell wie möglich an den Ort befördert werden, an dem er sie entfalten sollte. Vera stellte sich passend zum Wind und zu der Richtung, in die sie das Frisbee werfen wollte, nicht zu fest, aber auch nicht zu kraftlos, damit es lautlos in einem sanften Bogen über den Platz und direkt zum Podest fliegen konnte. Sie schloss die Augen, atmete tief ein, ging leicht in die Knie, holte ohne Anstrengung aus und ließ ihren Arm mit dem präparierten Frisbee nach vorne schnellen. Noch im Moment des Werfens spürte sie, dass es ein guter Wurf war. Gleich war die Scheibe hinter dem vorderen Gebäude verschwunden. Vera kletterte wieder durch das Baugerüst zurück auf die Straße, ohne abgewartet zu haben, ob das Frisbee sein Ziel erreicht und den gewünschten Effekt entwickelt hatte. Zwei Tauben, die sie auf ihrem Weg durch die Altstadt so lange umflatterten, bis sie sich endlich an einem Brunnen ihre Hände waschen konnte, lenkten nicht, wie sie befürchtete, die Aufmerksamkeit von Passanten auf Vera. An mögliche Rückstände an ihren Händen und an die feinen Sensorien der Tauben hatte sie in ihrer Aufregung nicht gedacht, man konnte eben nicht alles vorhersehen und planen, das hatte Plivia auch gesagt. Ein gewisses Risiko ließ sich nie ausschließen, ob Anfängerin oder nicht. Sie hatte ja keine Handschuhe anziehen können, das hätte ihr die notwendige Sensibilität in der Wurfhand genommen. Gleich mit Latexhandschuh zu trainieren, daran hatte niemand gedacht. Und ein nächstes Mal, bei dem sie den Fehler vermeiden konnte, würde es kaum geben. Aktionen zu wiederholen, war zu riskant. Sie verscheuchte die Tauben noch am Brunnen. Nun bemerkte Vera erleichtert: Die Leute beachtetten sie gar nicht, sondern sammelten sich um die Fernsehgeräte und Transistorradios,

die in Läden und Bars aufgestellt waren. Immer lauter diskutierten sie miteinander, was Bovniker gern taten, manche fluchten, was sie noch lieber taten, und manche lachten ihr gehässiges Bovniker Lachen. Auf dem ganzen Weg zur Bushaltestelle und während sie in einem verborgenen Kellereingang ihren Mantel und die Perücke ablegte und in ihren Beutel stopfte, hörte Vera zwischen lautem Lamentieren aus den Häusern und Polizeisirenen von den Hauptstraßen immer wieder Leute lachen, lachen über das, was sie vermutlich nur wenige Sekunden lang, bis zum Abbruch der Übertragung, gesehen hatten und sich nun gegenseitig erzählten, während statt der Übertragung der Feierlichkeiten ein Naturfilm über die Vegetation des Karstgebirges gesendet wurde. Sie warf den Beutel in eine Mülltonne und entfernte sich rasch, aber nicht auffällig hastig. Das Lachen der Bovniker, das sie so verachtete, sie empfand es zum ersten Mal im Leben als Belohnung. Den ganzen Weg bis nach Hause stieß es immer wieder aus den Fenstern und Türen hinaus in die Gassen und Straßen, wo der gleichmäßige, schnelle Rhythmus ihrer Absätze dieses unberechenbare Staccato für Vera erträglicher machte. Allmählich begann sie zu begreifen, dass ihr erster Einsatz für die Bovniker Untergrundbewegung ein Erfolg war.

Die abenteuerliche Geschichte des Soldaten Lydian Perta, fünfter Teil: Ein glückliches Kind

Eine solche Zeremonie hatte es in Bovnik noch nie gegeben. Nicht für einen einzelnen Soldaten, einen einfachen Korporal zumal, wenn auch Träger des Ordens Held der Freiheit und, posthum, in den Rang eines Sergeanten erhoben, den er sich, darin waren sich alle einig, selbst verdient hätte, wäre er nicht vorzeitig ums Leben gekommen. Nicht nur, dass neben den Angehörigen des Verstorbenen die Spitzen sämtlicher Teilstreitkräfte, Generäle

allesamt, dem jungen Infanteristen die letzte Ehre erwiesen, auch der Oberkommandierende, General Sontir, und eine Regierungsdelegation unter Führung des Verteidigungsministers, der es sich nicht nehmen ließ, die Trauerrede zu halten, waren an diesem achtzehnten August in den alten Bovniker Dom gekommen, selbstverständlich begleitet von einem Tross mit Vertretern der nationalen und internationalen Presse. Ihr Erscheinen hier an diesem symbolhaften Ort – der Dom befand sich direkt am Platz des Sieges, wies auch nach Jahren Neuer Kriegführung deutliche Spuren der Zerstörung auf, die noch immer nicht gänzlich ausgebessert waren, und galt seit Jahrhunderten als die Seele des alten, stolzen Bovnik – ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass der Staat Bovnik hier ein Zeichen setzen wollte, eines, das nicht nur im eigenen Land, sondern auch vom Kriegsgegner Thunak und der Weltöffentlichkeit wahrgenommen werden sollte.

Der Leichnam lag aufgebahrt in einem offenen Sarg, umkränzt von unzähligen Blumengebinden, welche die Nationalfarben Bovniks im Sonnenlicht erstrahlen ließen, das durch die durchlöchernten Fenster in die Kirche strömte: Weiß, Grün und Rot. Man hatte dem Toten, zumindest am Oberkörper, jene Kleidung angezogen, in der er gestorben war: seine Galauniform, nun mit zerrissenem Revers und einem offenen Schulterpolster. Deutlich erkennbar waren Blutflecke auf dem grauen Stoff über der Brust und dem weißen Hemdkragen, Spuren seines gewaltsamen Todes und Zeichen des Protestes der Hinterbliebenen, ihrer Regierung und des ganzen Landes. Der Orden, den der junge, ehrgeizige Soldat kaum zwei Stunden vor seinem Tod für herausragende Leistungen erhalten hatte, war ebenfalls an seinem Jackett belassen und nicht vom Blut gereinigt worden. Nur sein zeretzter Unterkörper blieb den Blicken der Trauergäste verborgen, die untere Hälfte des Sarges hatte man geschlossen und die bovnische Nationalflagge darüber ausgebreitet. Und doch war es nicht diese Ehrung, die ihn zu der außergewöhnlichen Figur machte, um die sich nun

symbolisch die ganze Nation, vertreten durch die gewählte Regierung, versammelte. Der Orden „Held der Freiheit“ wurde regelmäßig und nicht unbedingt selten Soldaten verliehen, die sich im gegenwärtigen Krieg um die Unabhängigkeit des bovnischen Staates verdient machten. Das kleine, junge, gemarterte Land hatte seinen kämpfenden Söhnen wenig mehr zu bieten als Ehre und die eine oder andere Hilfe bei der Wohnungssuche oder der Berufswahl nach dem aufopferungsvollen und trotz Neuer Kriegführung lebensgefährlichen Dienst oder aber die bestmögliche medizinische Versorgung, wenn sie im Kampf für ihr Land verwundet wurden. Weshalb die oberste politische und militärische Führung des Landes gerade jetzt und bei diesem Mann so entschlossen öffentlich Anteilnahme zeigte, wurde ersichtlich, als der Verteidigungsminister ans Mikrofon trat und das Wort an die Trauergäste richtete:

„Dieser Mann, Soldat, Korporal und von heute an Sergeant Lydian Perta, fand den Tod im Alter von nur 22 Jahren. Er fand den Tod auf die ehrenhafteste Weise, die wir uns vorstellen können – im Kampf für unsere Freiheit, in seiner Uniform, mit dem Heldenorden, den wir ihm gerade erst dankbar an seine junge, hoffnungsvolle Brust geheftet hatten. Sergeant Lydian Perta war also bereits zu Lebzeiten ein Held. Nun, nachdem er auf so heimtückische Weise sein Leben verloren hat, ist er sogar mehr als das. Lydian Perta ist unser aller Vorbild. Er wurde Soldat, wie sein Vater, wie sein älterer Bruder, und wie sein Bruder starb er als Soldat. Seine Familie hat für unsere Freiheit das Kostbarste hingegeben, das eine Familie haben kann, und wir alle sind deshalb seinem Vater und seiner Mutter in diesen schweren Zeiten verpflichtet! Wir dürfen unsere Freiheit, die Freiheit, die für diesen Mann so heilig war, dass er für sie gestorben ist, nun nicht jenen anheimfallen lassen, die sie uns nehmen wollen, jenen, die diesen Mann, den letzten Sohn dieser Familie, grausam, feige und entgegen allen gültigen Regeln dieses Krieges ermordeten. Dass Sergeant Perta an einem vermeintlich sicheren Ort, in einem vermeintlich sicheren Dienststatus aus dem

Leben gerissen wurde, zeigt uns, dass unsere Feinde sich nicht mehr an die Regeln halten wollen. Es zeigt uns, dass wir, ja, wir selbst, nachlässig geworden sind, denn wir, und ja, auch ich, wir alle hätten wachsam sein müssen, aber wir waren es nicht. Wir hätten nichts auf das Wort unserer Feinde geben dürfen, aber wir taten es trotzdem, denn wir sind ehrlich, wir sind gut, und wir sind dumm. Dieser Held, der in seinem Sarg mitten unter uns liegt, er mahnt uns, er verpflichtet uns, den Feinden, die sich um uns herum wieder sammeln, die, so wie sie es bei Sergeant Perta getan haben, ohne Rücksicht und ohne Regeln in unserer Mitte zuschlagen, um unsere Widerstandskraft zu erschüttern, er verpflichtet uns, den Feinden vereint die Stirn zu bieten. Nicht so vereint wie ehemals, nicht so vereint wie in diesem Augenblick, sondern so vereint wie nie zuvor! Denn wenn wir es nicht tun, wenn wir noch ein einziges Mal unachtsam sind, werden wir alle untergehen. Regelwidrige Attacken des Feindes aus Thunak gegen unsere Bevölkerung, gegen unsere Familien, rechtschaffene Menschen, wir haben sie zu oft nicht verhindert, aber wir werden sie verhindern. Tollwütige Angriffe aus dem Innern gegen unsere Geschlossenheit, wir haben sie nicht vorhergesehen, aber wir werden sie vorhersehen. Sergeant Lydian Perta wird dieses Land und seine Bevölkerung inspirieren, sein Opfer wird die Volksbewegung einen, unsere Truppen aufrütteln, wird unsere Regierung und ihre Kräfte nicht ruhen lassen, denn unsere Feinde kennen kein Vertrauen, keine Gnade und keine Menschlichkeit. Die Neue Kriegführung steht auf dem Spiel, unsere Feinde wollen diese zivilisatorische Errungenschaft offensichtlich beiseite wischen. Unsere Freiheit steht auf dem Spiel. Und deswegen schwören wir im Angesicht des Feindes, der uns wieder feige überfallen will, der nur auf die nächste Gelegenheit wartet, und im Angesicht dieses jungen, toten Helden: Lydian Perta, wir werden wachsam sein! Lydian Perta, wir werden standhaft sein! Lydian Perta, wir werden frei sein!“

Wie in Bovnik üblich, zeigte niemand im Dom oder außerhalb des Gebäudes wirkliche Trauer. Bovniker lebten, wenn man das „Leben“

nennen wollte, hinter einer grimmigen, engstirnigen Maske, die allerdings ihrer Lebensweise so sehr entsprach, dass sie eigentlich gar keine Maske mehr war. Ihre Verbissenheit hatte sich in den Kriegsjahren zu ihrer sozialen Identität entwickelt, zum beinahe ausschließlichen verbindenden Faktor ihres Sozialwesens. Dass der Verteidigungsminister seine Trauerrede dafür instrumentalisierte, die Bovniker und die internationale Presse auf eine Eskalation des Krieges einzustimmen, erzeugte nicht nur keine Verwunderung, es wurde, wenn nicht erwartet, so doch ausdrücklich gutgeheißen und am Ende lautstark unterstützt. Dass man sich in einem sakralen Gebäude befand, machte weder für die Kirche einen Unterschied, die sich über jedes Großereignis in ihrem Dom freute, noch für die Besucher der Trauerfeier, die den Kirchenbesuch als Fortsetzung ihres Patriotismus mit anderen Mitteln ansahen. Die Versammelten erhoben sich daher ohne zu Zögern und skandierten „WE KNOW! WE KNOW! WE KNOW!“ Auch Pertas Eltern, typische Bovniker und somit engstirnig und mitleidlos, Pertas Eltern, deren Sohn ein größerer Held geworden war als sein Bruder, der größte Held gar, den Bovnik seit Langem hervorgebracht hatte, standen fest und riefen laut. Sie riefen, erfüllt von Stolz und erleichtert darüber, dass Lydian nicht ruhm- und nutzlos abgetreten war, wie sie es immer befürchtet hatten. Auch Pertas Schwester Dulce schrie laut „WE KNOW!“ genau in die Kameras der Fernsteams hinein, schrie überwältigt von der Genugtuung, dass ihre Rache nah war, denn sie spürte, sie war nah. Sie würden es den Thunakis zeigen, sie würden es den Terroristen zeigen, oder sie würden, wenn die Warnungen des Ministers zutrafen, draufgehen so wie Lydian. Und wenn alle draufgingen! Erst die Thunakis und die Terroristen, dann Bovnik selbst. Das wäre besser, als so weiterzumachen wie zuletzt. Monate, nein, fast ein halbes Jahr, nachdem dieser seltsame Kerl Salvatore Krig die Wal-Explosion überlebt und seitdem das ganze Land geschwächt und irre gemacht hatte und nun drohte, es vollends in eine Kinderkirmes übergewichtiger Schwachköpfe zu verwandeln, sah sie endlich Licht am Ende des Tunnels. Eigent-

lich hatte der Kerl es gut gemacht. Krig hatte die Bovniker von sich selbst entfernt, Lydian, ihr Bruder Lydian sie wieder geeint. Und jetzt sahen sie, wo sie standen und wer sie eigentlich waren. Jetzt konnte die junge Kriegswitwe wieder aus ganzer Kraft mit-schreien. Vereint würden sie auf den Weg zurückfinden. WE KNOW! Dachten die anderen Schreier anders darüber? Nein. Sie wussten, worum es ging. Seit Langem freute sich Dulce wieder auf die Zukunft. Sie schaute neben sich. Dort stand Heija, ihre kleine Schwester. Dulce erkannte sie kaum wieder. Heija war seit ihren ersten Bombardements ein außergewöhnlich schüchternes Mädchen gewesen und die Medikamente hatten sie nur noch unauffälliger und stiller gemacht. Nun aber schien sie es geschafft zu haben. Das Panzerherz, es schlug jetzt auch in Heijas Brust. Die schwächliche Zehnjährige schrie so laut, dass ihr die Adern aus den Schläfen traten und sich um ihre schmalen Lippen herum Schaum ansammelte. Deutlich konnte man ihr ansehen, dass auch sie den Krieg in sich willkommen geheißen hatte und wünschte, er möge niemals enden. Sie schrie und sah so glücklich aus, wie Dulce sie noch nie erlebt hatte. In der Tat, dieses Kind Bovniks und des Krieges, nach langen Jahren, die es selbst, die seine Familie und sein ganzes Land in demütigender Agonie verbracht hatten, es war nun endlich ein glückliches Kind.

Ein einfacher Mann

Über den Mann, der nach dem aufsehenerregenden „Verkehrsunfall mit Pottwal“, wie es fortan hieß, in die Notaufnahme des Bovniker Universitätsklinikums eingeliefert worden war, konnten die örtlichen Reporter anfangs nicht mehr herausfinden als seinen Namen und seine Adresse. Das frustrierte sie immens, denn Salvatore Krig führte anscheinend alles andere als ein aufsehenerregendes Leben. Wenn sie endlich jemanden in seiner Nachbarschaft aufgestöbert hatten, der Salvatore mehr als einmal, ja

vielleicht sogar wiederholt begegnet war, so konnte die Person nicht mehr über ihn berichten, als dass er, ein „einfacher Mann“, dort wohne, regelmäßig mit seinem Motorroller unterwegs sei und ansonsten nicht weiter in Erscheinung trete. Eine Arbeitsstelle konnte nicht ausgemacht werden, Verwandte, Kollegen oder Freunde schienen überhaupt nicht vorhanden zu sein, nirgends, kein Einziger. Es gab in Bovnik keine weiteren Zeichen seiner Existenz, jedenfalls keine, die ohne tief gehende Recherchen auf die Schnelle nutzbar gemacht werden konnten (und es sollten auch später keine gefunden werden). So kam es, dass er als „Der Mann, der von einem toten Wal angegriffen wurde“ in den ersten Zeitungsschlagzeilen und Radionachrichten auftauchte und dieser Etikettierung im Folgenden auch nichts, jedenfalls nichts Wahrheitsgemäßes, hinzugefügt wurde. Salvatore an Nichtexistenz grenzende Lebensführung, welche die Presse zu Beginn noch ratlos machte, erwies sich aber sehr bald als Glücksfall, denn nun konnten die absurdesten Spekulationen ungehindert verbreitet werden, erzeugten unentwegt und ganz aus sich heraus neue Gerüchte, neue „Insiderinformationen“, neue Nachrichten „aus sicherer Quelle“, ohne jemals auf die möglicherweise ernüchternde Realität treffen zu müssen. Zeitungen überboten sich gegenseitig mit Exklusivmeldungen und verkauften sich prächtig, das Fernsehen zahlte für Interviews mit „geheimen Geliebten des Wal-Mannes“ hohe Summen. Begünstigt wurde das ungehemmte Wuchern der Fantasien um Salvatore auch dadurch, dass sich das Objekt der öffentlichen Begierde nach dem Vorkommnis mit dem Pottwal eine ganze Weile nicht zu den Spinnereien äußern konnte. Sofort nach seiner Einlieferung in die Bovniker Klinik war Salvatore nämlich operiert und anschließend in ein künstliches Koma versetzt worden, um seinen Heilungsprozess nicht zu gefährden und ihm die Schmerzen zu ersparen, die seine schweren Verletzungen mit sich brachten. Zehn Tage lang erfuhr die Öffentlichkeit nichts über ihn, was nicht komplett erfunden war. Mit anderen Worten: Über das wahlweise geheimnisvolle, einsame, kriminelle, tragische, wohl tätige oder

auch ausschweifende Leben, das Salvatore nicht geführt hatte, wusste zehn Tage nach seinem Unfall jeder Tellerwäscher in Bovnik besser Bescheid als Salvatore selbst.

Salvatores wirkliche Geschichte hätte er der Presse genauso wenig erzählt, wie er sie bisher irgendjemandem erzählt hatte. Die Unkenntnis seiner Nachbarn über ihn rührte allerdings nicht unbedingt daher, dass er etwas vor ihnen verborgen hätte. Sie hatten den schweigsamen, wenig geselligen Mann einfach nie gefragt und er hatte seine persönlichen Lebensumstände, seine Herkunft oder auch seine Meinung zu alltäglichen oder bedeutenderen Themen noch nie für wichtig genug erachtet, sie mit anderen zu teilen oder zu diskutieren. Diejenigen, die im selben Hause wohnten, waren bis auf eine Person erst dort eingezogen, als Salvatore bereits dort lebte. Der brutale Krieg der ersten Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung hatte viele, auch zivile Opfer gefordert und zusammen mit der Vertreibung der thunakischen Minderheit ganze Stadtbezirke entvölkert oder neu besiedelt. Das Mietshaus, in dem Salvatore eine kleine Wohnung im ersten Stock bewohnte, stammte allerdings noch aus der Zeit des „ersten Wiederaufbaus“ nach dem letzten großen Krieg und hatte den Krieg gegen Thunak fast unbeschadet überstanden. Ein halbwegs moderner, zweckmäßiger Bau mit einer fast luxuriös erscheinenden kleinen Eingangshalle mit weißen, angestoßenen Wänden und einem Boden aus echtem Marmor, der sich auch als Umrandung des Fahrstuhleingangs und in Gestalt der massiven Treppenstufen wiederfand. Auch die schwarz lackierten, stählernen Treppengeländer mit Knöpfen aus Messing hatten ihre Anmutung gehobenen Stils nicht so rasch verloren wie die mittlerweile verrosteten, verbogenen oder wurmstichigen Gestelle in vielen anderen, älteren oder stark beschädigten besseren Häusern der Stadt. Dies war kein Haus, in dem Mittellose wohnten. Es gehörte zwar nicht zu Bovniks gehobener Gegend, aber wer hier eine Wohnung besaß, musste sich ihrer gewiss nicht schämen. Salvatore besaß

seine Wohnung, seit er sie als junger Mann von geerbtem Geld gekauft hatte. Dieser Besitz und das restliche geerbte Vermögen hatten es ihm ermöglicht, so zu leben, wie er es bis zu seinem Unfall getan hatte. Er arbeitete nicht, musste kein Geld verdienen und lebte dennoch sehr bescheiden. Er unternahm keine Reisen, veranstaltete keine Partys, hatte keinen Damenbesuch oder sonst irgendeine Bekanntschaft. Wenn er einkaufen ging, verhielt er sich stets so höflich, wie es die Umstände und die grimmigen Bovniker Kaufleute für angemessen erscheinen ließen, sprach nur das Notwendigste und kehrte wieder in sein Heim zurück. Dort hatte er weitgehend seine Ruhe, denn auch ein Telefon besaß er nicht, wie viele andere Bovniker auch. Sein einziger nennenswerter, über die Wohnung hinausgehender Besitz war sein Motorroller. Mit ihm unternahm er täglich einen Ausflug wie den, der von dem Wal so unvermittelt beendet wurde, manchmal auch zwei an einem Tag – wenn Salvatore Lust hatte und das Wetter es erlaubte. Dies war das Äußerste, was jemand am Tag des Unfalls oder irgendwann später über Salvatore Krig überhaupt hätte in Erfahrung bringen können. Ob sich dahinter ein Geheimnis, eine Tragödie oder einfach nur Ödnis und Langeweile verbargen, spielte eigentlich keine Rolle, denn tragische Schicksale und Geheimnisse hatte jeder Bovniker in seinem Umfeld und seinem Leben mehr als genug.

Fortinbras und die 60-Watt-Birne

Wie sehr Vera noch immer zitterte, bemerkte sie erst, als sie die Wohnungstür öffnen wollte. Sie hatte einen weiten Umweg gemacht, wie Mikos es ihr eingeschärft hatte, immer darauf gefasst, dass jemand hinter ihr her war – ganz egal, ob von der Geheimpolizei oder von sonst einem Arm des Bovniker Kraken, dem man eigentlich nie ganz aus dem Weg gehen konnte, denn er saß in jedem Haus, in beinahe jeder Wohnung. Erst als sie ganz sicher gewesen war, dass niemand sie beobachtete oder ihr gar folgte, hatte sie den direkten

Weg nach Hause eingeschlagen und war gänzlich unbehelligt im linken Hausflur des Plattenwohnblocks verschwunden, in dem sie lebte, seit sie denken konnte. Genauer gesagt lebte sie hier, seit sie auf der Welt war, und nach ihrem Gefühl herrschte schon fast ebenso lange Krieg in Bovnik. Das war zwar übertrieben, aber die Erinnerungen an ihre Kindheit, in der sie nicht täglich das Geräusch von Granaten und Scharfschützengewehren hatte hören müssen oder sich, wie seit der Neuregelung üblich, immer wieder durch wild umherschießende Soldatenrotten schlängeln musste, wenn sie sich nur eine kleine Strecke in der Stadt bewegte, waren verblasst, überschrieben von der späteren, unangenehmen Realität ihres Lebens. Der Wohnblock erzählte auch keine netten Kindheitsgeschichten, wenn sie ihn ansah. Er erzählte mit seinen aus der „alten“ Kriegszeit stammenden Einschusslöchern, vor Jahren geborstenen und nie wirklich reparierten Wänden und Fenstern und seinen rostig aufgespaltenen Fugen zwischen den deprimierend gleich gebauten Platten überhaupt keine Geschichten. Die absurd hervorstehenden Betoneinfassungen, die den lächerlich kleinen Fenstern das Erscheinungsbild von Schießscharten verliehen, ließen keinen Gedanken an unbeschwerte Nachmittage aufkommen, die man vielleicht einmal am Fenster sitzend und mit Nachbarn plaudernd oder dem Gesang der Amseln lauschend verbracht haben könnte. In diesen Fenstern hatte sich niemals und konnte sich niemals so etwas Entspanntes, so etwas unkompliziert Verbindendes abgespielt haben. Als sie nun diese Fassade, die ihr immer vergegenwärtigte, wo sie lebte, durchschritten, die Treppe in den sechsten Stock erklommen und in den Taschen ihrer Jeans nach ihrem Schlüsselbund gesucht hatte, musste Vera vor der Tür stehen bleiben, ohne sie öffnen zu können. Denn in diesem Moment schoss ihr die Befürchtung durch den ganzen Körper, dass sie diese Tür vielleicht nicht mehr sehr oft öffnen würde, dass sie dieses Haus in absehbarer Zeit vielleicht würde verlassen müssen, um ihre Familie nicht zu gefährden. Mikos' merkwürdiger Scherz war ihr im Gedächtnis geblieben – eigentlich war er ihr schon damals

durch Mark und Bein gefahren – als er ihr, um herauszufinden, ob sie wirklich dazu bereit war, AR beizutreten, vorgegaukelt hatte:

„Spätestens, wenn die von der Regierung irgendeinen Hinweis auf dich haben, ganz egal wie konkret, musst du abtauchen!“

Bisher sei es allen Aktivisten gelungen, vollkommen unentdeckt zu bleiben und ihr bürgerliches Leben weiterzuführen. Doch irgendein dummes Missgeschick oder ein Zufall könnten das ganz schnell ändern.

„Und wenn sie rauskriegen, wer ich bin?“, hatte sie gefragt.

„Dann sollte deine Familie am besten schon gar nicht mehr wissen, dass du mal zu ihnen gehört hast.“ Damit spielte er darauf an, wie Bovniker Familien gemeinhin mit „unpatriotischen“ Familienmitgliedern umsprangen (das konnten Deserteure sein oder ganz einfach jeder, der dem Druck des Krieges nicht gewachsen war): Sie verstießen oder denunzierten sie oder wurden von der Geheimpolizei oder ihren Nachbarn dazu gebracht. Mikos wusste ja nicht, dass Veras Familie keine von dieser Sorte war, und Vera hatte den Impuls, ihm das zu verraten, glücklicherweise unterdrückt. Aber dann hatte Mikos gelacht und gesagt, es sei doch alles halb so wild, schließlich wende AR grundsätzlich keine Gewalt an und Vera hätte deshalb nicht mehr zu befürchten als ein paar Tage Knast oder eine Geldstrafe. „Ich will nur sicherstellen, dass wir vorsichtig bleiben. Wir müssen es ja nicht unbedingt drauf anlegen, geschnappt zu werden, oder? Besser wir bleiben anonym.“

Es nutzte nichts. Ihre Hand zitterte so stark, dass sie mit dem Schlüssel nicht das Schlüsselloch traf. Sie konnte das Schloss nicht einmal richtig sehen, denn ihre Augen flimmerten seit dem dritten Stock immer stärker. Vera lehnte sich gegen die Tür. Bloß nicht ohnmächtig werden. Ihre Familie würde den Lärm hören, wenn sie auf das Linoleum aufschlug, und dann würden sie ihr wieder Fragen stellen, ihr Opa, ihr Vater, und ganz bestimmt ihre Mutter. Also atmete sie tief und gleichmäßig, wie Mikos es ihr eingeschärft hatte, schloss die Augen für einen Moment, machte sich bewusst,

dass sie es geschafft hatte, dass sie nicht in Gefahr schwebte. Vermutlich jedenfalls. In ihrem Schwindelgefühl sah sie wieder das „Schattenreich“ vor sich, ein dunkles, undurchdringliches, höhlenartiges Gebilde, angefüllt mit verborgenen Obsessionen, enttäuschten Hoffnungen, aufgehäuften Schmerzen und unerfüllten Wünschen, das sie nie wirklich zu fassen bekam oder lokalisieren konnte, über das immer nur geschwiegen wurde, von dem sie aber seit ihrer Kindheit glaubte, es befände sich direkt unter ihnen, ja ganz Bovnik sei geradezu darauf gebaut wie auf einer brüchigen Eierschale. Sie konnte durch die Tür ihren Opa hören. Gut, so konnte sie sich orientieren und ihre Gedanken auf etwas anderes lenken. Vladimir schien sich wieder mit einem Buch zu beschäftigen und die ganze Familie daran teilhaben zu lassen, wie er es oft tat.

„Ich glaube, du hast nicht zugehört, mein Sohn“, hörte sie seine immer etwas theatralisch gestützte Stimme, die sich gegen unverständliches Gemurmel durchzusetzen gedachte. „Was er dem toten Hamlet anvertraut, das ist kein Spott, es ist die Wahrheit. ‚Denn wie du richtig meinstest Dänemark ist ein Gefängnis.‘ Den letzten Teil des Satzes stattete Vladimir mit einem Tremolo aus, das einem Shakespeare-Darsteller des neunzehnten Jahrhunderts Ehre gemacht hätte, woraus Vera ableitete, dass es sich hierbei um ein Zitat des betreffenden Dichters handeln musste. Gefängnis. Ausgerechnet, dachte Vera und traf dieses Mal mit ihrem Schlüssel das Schloss.“

„Das ist nicht Fortinbras' Meinung, oh, guten Abend Kleines, hast du einen schönen Tag gehabt, sondern die einfache Wahrheit, auch dieses Scheusal von Fortinbras ist gefangen, in dem Land, das er selbst ... in diesem, seinem Leben, verstehst du?“

Wie immer machte Großvater Vladimir keine Pause in seinem Gedankengang, als Vera eintrat und von den Anwesenden nach und nach bemerkt und mit freundlichem Kopfnicken oder geschäftigem Lächeln begrüßt wurde. Einzig Veras Bruder Jan am Küchentisch zeigte überhaupt keine Regung, was sie von ihm allerdings auch nicht erwartete, denn er nahm eigentlich an nichts irgendeinen Anteil,

außer an dem knapp ziegelsteingroßen, tragbaren Fernsehgerät in seiner Hand. In das starrte er eigentlich immer hinein, wenn er nicht in seiner Imbissbude die Würste auf dem Grillrost anstarrte, um nicht in die verkrampften Visagen seiner Kundschaft schauen zu müssen. Den Unwillen seiner Kunden auf sich zu ziehen, indem er in ihrer Anwesenheit Fernsehen schaute, riskierte er lieber nicht, denn seine Bude stand durch einen glücklichen Zufall seit ein paar Wochen mitten im Kampfgebiet und er machte blenden-de Umsätze. Außerdem hatte er die Angewohnheit, sich kleine Ohrhörer in seine Gehörgänge zu stecken, um einen halbwegs vertretbaren Ton zum Bild zu bekommen, und in seiner Familie hatte er diese im Grunde unverschämte Angewohnheit mit Beharrlichkeit durchsetzen können – gegenüber hartgesottenen und übel gelaunten Soldaten beider Lager mochte er sich lieber nicht erproben. Dass Vera ihm die Strickmütze, die er nicht einmal im Bett ablegte, im Vorbeigehen über die Augen zog, kommentierte er bloß mit demselben verlegenen Lächeln, das er immer aufsetzte, wenn Vera ihn auf diese Weise neckte. Sein großer Mund mit den breiten Zähnen wirkte in diesem Moment noch grobschlächtiger als sonst. Dann schob Jan die Mütze wieder an ihren alten Platz und vertiefte sich in das Geschehen auf dem Bildschirm. Vera gab die alte Gewohnheit, ihren kleinen Bruder beim Fernsehen zu stören, ein wenig innere Stabilität zurück, wenn man in ihrem Fall überhaupt von so etwas reden konnte.

„Du zitterst wieder, Schatz. Du wirst krank“, mahnte sie ihr Vater Ernèst, als sie ihm Küsschen gab. Der untersetzte Mann in seinem sommerlich hell gestreiften Hemd und der alten Kochschürze, die er darüber trug, rührte weiter in dem großen Topf mit Gemüsesuppe auf dem Herd und drehte sich zu seinem Vater:

„Warum sollte ausgerechnet Fortinbras gefangen sein?“

Auch Mathilde meldete sich nun zu Wort, obwohl es ihr unzweifelhaft schwerfiel.

„Das verstehe ich nicht également, mon chère, bon soir, Vera, bon soir!“

Vera begrüßte ihre Großeltern Mathilde und Vladimir ebenfalls mit Küsschen und verschwand im Badezimmer, wo sie sich so leise wie möglich ins Klo übergab. Mathilde lag mit leidender Miene, ihren Kopf in den Schoß ihres neuen Lebensgefährten Vladimir gebettet, einen feuchten Lappen auf der Stirn, auf dem Sofa, Veras Schlafplatz in der Küche. Sie wurde häufig von Migräneanfällen heimgesucht und auch wenn die Anfälle deutlich weniger und schwächer geworden waren, seit sie und Vladimir sich gefunden hatten, war sie doch nicht ganz von ihnen befreit. An diesem Abend also hatte die Migräne sie wieder erwischt.

„Vladimir! Mein Kopfweg wird nicht besser, wenn ich verstehe nichts! Fortinbras hat doch gesiegt.“

Vera kam mit gewaschenem Gesicht und noch immer zitternden Händen in die Küche zurück. Sie knabberte an einer verkümmerten Möhre aus der Kiste in der Vorratskammer. Die Kiste war wieder einmal fast leer, die kostbaren Möhren und Kartoffeln schwammen im Topf auf dem Herd. Sie wechselte einen Blick mit dem Kind.

„Eben“, schaltete sich Ernèst wieder ein. „Er hat den Krieg gewonnen und das Land erobert.“

„Aber genau darum geht es doch in diesem Gedicht“, argumentierte Vladimir. Er liebte solche Diskussionen und provozierte sie, wann immer er konnte. Seine Familie diskutierte allerdings nicht aus bloßer Gefälligkeit, sondern aus Interesse und dem Mangel an vergleichbaren intellektuellen Herausforderungen ebenfalls nicht ohne Vergnügen über Vladimirs Einwürfe und Vorträge. Der setzte nun zur Tiefenanalyse an:

„Er hat gewonnen, aber ist lebenslänglich verurteilt, der Mächtige zu sein. Er weiß selbst zu genau, dass er nichts ist, Staub, ein Bäuerchen der Geschichte! Gefangen in diesem Wissen und dieser, seiner Welt. Unserer Welt.“

„Wie hat deine Frau das bloß ausgehalten, das du so schlau bist!“, seufzte Mathilde und meinte es ernst. Dass er die offene Frage zu Fortinbras glaubhaft beantwortet hatte, erleichterte sie tatsächlich und linderte ihre Migräne. Sie streichelte sanft seine Wange.

„Hat sie nicht. Sie ist doch abgehauen!“, erwiderte Vladimir mit einer Spur Verbitterung in der Stimme.

„Weil du ihr zu schlau warst! Sicher!“, spottete Ernèst.

Vladimir mochte nicht über das Thema reden. Dennoch konnte er seinem Sohn die Anspielung auf das schmerzhafteste Kapitel seiner Lebensgeschichte nicht einfach durchgehen lassen.

„Dafür hast du einen Kinnhaken verdient, Bengel!“ Ernèst grinste. Seine Mutter hatte getan, was sie für richtig hielt. Darüber musste man nicht schweigen, fand er. Jedenfalls nicht in den eigenen vier Wänden, soweit man angesichts des riesigen, mit einer halben Tischtennisplatte einigermaßen verschlossenen Loches in der Außenwand der Küche von vier Wänden sprechen konnte. Allerdings musste man sich jetzt, wo der Eintopf fertig war, auch nicht darüber streiten. Er packte gerade die heißen Topfgriffe mit Tüchern in seinen Händen, als seine Frau die Wohnungstür öffnete, die direkt in die Küche führte, ihre schwere, abgewetzte Ledertasche abstellte und erleichtert durchatmete. Seit ihrer Jugend litt Ola Kiljan unter Hüftschmerzen. Die Beweglichkeit ihrer beiden Hüftgelenke war mittlerweile so stark eingeschränkt, dass sie gerade noch Treppen steigen und auch sitzen konnte, doch auch das wurde zunehmend schwieriger und schmerzhafter für die Busfahrerin bei der Bovniker Verkehrsgesellschaft. Eine Operation oder ein anderer Job waren wohl unausweichlich.

„Ola, du kommst gerade rechtzeitig, Liebes“, begrüßte Ernèst sie, wuchtete den Topf auf den Tisch und gab ihr ein Küsschen. Wortlos erhob sich Jan, küsste seine Mutter, die es kaum erwarten konnte, aus ihrer Busfahreruniform herauszukommen und setzte sich wieder, ohne den Blick vom Fernsehbildschirm gelöst zu haben.

„Rechtzeitig?“ Ola lockerte ihre Krawatte. „Juhu, dann ist das das erste Mal für heute.“

„Interessiert noch irgendjemanden die Weltsicht eines großen polnischen Denkers?“, warf Vladimir durchaus vorwurfsvoll in die Runde.

„Der polnische Denker darf mitessen“, frotzelte Ernèst weiter.

Ola schaute kurz zu dem Kind hinüber und tauschte dann mit Vera, Vladimir und ihrer Mutter Mathilde Begrüßungsküsschen aus, nicht ohne ihrer frisch verliebten Maman zuzuwinkern, denn sie freute sich über das „junge Glück“. Ihre Mutter war seit vielen Jahren Witwe und nie, keine einzige Minute damit zurechtgekommen, allein zu sein, keinen Ehemann mehr zu haben. Ihre Trauer nach dem Unfalltod ihres Gatten war nicht von außergewöhnlich langer Dauer gewesen, daran lag es nicht, aber die Trauer war direkt übergegangen in einen Zustand völliger Hilflosigkeit und Verlorenheit. Sie konnte mit sich selbst einfach nichts anfangen. Nicht einmal das Familienleben der Kiljans, an dem sie wie alle anderen teilnahm und das an Herausforderungen nicht unbedingt arm war, konnte daran etwas ändern. Seit dem Tod ihres Mannes hatte sie wie eine Außerirdische auf einem fremden Planeten gelebt. Bis eines Tages Vladimir mit gepackten Koffern vor der Tür der viel zu kleinen Wohnung der Kiljans stand und Mathilde, die gerade allein zu Hause war, um Aufnahme bat. Der Vater ihres Schwiegersohns, ein weißhaariger Adonis mit künstlerischer Ader, hatte zuerst seine Frau an die Thunakis, dann seine Arbeit an die Pensionsgesetze verloren und suchte nun Gesprächspartner für seine intellektuellen Diskussionen. Das ewige, saudumme „WE KNOW!“ der Bovniker machte ihn wahnsinnig. Obwohl Mathilde und Vladimir sich schon seit Jahrzehnten kannten, traf sie in diesem Augenblick die Liebe wie ein Schlag. Das war keine drei Wochen her. Seitdem lebten sie als Paar mit den restlichen Kiljans in der kleinen Wohnung, auch wenn es Mathilde leichter fiel, Vladimirs Argumentationen zuzuhören, als ihnen etwas zu entgegnen.

„Erklärt mir nach dem Essen, worum es geht, Kinder.“ Niemand störte sich daran, dass Ola mit „Kinder“ stets alle Familienmitglieder meinte, auch ihre Mutter und ihren Schwiegervater. Ein vorsichtiger Blick zu ihrem ungeduldig wartenden Mann machte ihr klar, dass sie ihre Uniform erst nach dem Essen loswerden konnte, wenn sie ihn nicht verärgern wollte. Die Suppe stand auf dem Tisch, Ernèst hatte bereits Platz genommen und auch die

anderen sammelten sich um die Futterstelle. Immerhin ihre Uniformjacke zog Ola aus und spähte erwartungsvoll zu der Stelle neben der Wohnungstür, an der vor Wochen ein Kleiderhaken abgerissen war. Er lag seitdem neben Ernèsts Kochherd.

„Ich werde den Haken bald anschrauben, Schatz“, rief Ernèst. „Hab gestern Dübel organisiert. Da kannst du eine Kuh dran aufhängen, so stark sind die!“ Ola seufzte, hängte die Jacke über ihre Stuhllehne, wusch sich rasch ihre Hände im Spülbecken und setzte sich.

„Du zitterst wieder, Kleines.“ Ola beobachtete, wie umständlich Vera, die im Vergleich mit den anderen am Tisch kreidebleich aussah, mit der Suppenkelle hantierte. „Du wirst krank.“

Vera schüttelte beschwichtigend den Kopf, ihre Haare fielen ihr vor die Augen. Früher hatte sie das nicht gestört, aber seit sie AR angehörte, machte es sie wahnsinnig. „Ich muss mir endlich ein Haargummi besorgen“, dachte sie. Dann wehrte sie den Freundlichkeitsangriff ihrer Mutter ab: „Und du wirst noch verrückt, wenn du mit den Kurvereien so weitermachst.“

„Kleines, du weißt, wie es aussieht. Es ist unmöglich, eine Buslinie normal zu bedienen, wenn einem jeden Moment ein Jeep vor den Kühler fallen kann oder eine Horde schießwütiger Irrer mit Maschinenpistolen ...“

„Helden! Ola, Helden!“, mahnte Ernèst grinsend, doch sie rollte bloß mit den Augen und sprach ungestört weiter: „... jede zweite Kreuzung blockiert. Da können sie so große Helden sein, wie sie wollen, ich muss doch anhalten und warten, bis sie Feierabend machen oder ... ihr wisst schon.“

„Sag ich doch, Mumi.“ etwas zu heftig pustete Vera auf ihren Suppenlöffel, die Suppe spritzte über ihren Teller und den halben Tisch. Jetzt rollte sie mit ihren Augen.

„Dreck!“

„Wenn ich nicht wüsste, dass du nicht meine Suppe meinst“, grinste ihr Vater und tupfte mit seinem Küchentuch die Spritzer vom Tisch.

„Du bist so angespannt, schon lange, Kind“, sagte Mathilde zu ihrer Enkelin. Vera blies demonstrativ sachte über ihren neu gefüllten Löffel und schwieg.

„Könnte ich meine Überlegungen noch zu Ende führen?“, startete Vladimir einen letzten Versuch, doch seine Chance hatte er gehabt. Ola war am Zug.

„Du weißt nie, wo du rauskommst und wann. Heute war plötzlich die halbe Stadt gesperrt wegen irgendwelcher Tauben auf dem Platz der Idioten. Wegen Tauben! Als wäre das eine Staatsaffäre!“ In der Familie hatte sich eingebürgert, die abfällige Bezeichnung für den „Platz des Sieges“ zu verwenden, natürlich nur, wenn man unter sich war. „Warum überhaupt noch jemand mit dem Bus fährt, ist mir ein Rätsel.“

Vera rührte verkrampt in ihrer Suppe. „Sie machen einen Sport draus, glaub ich, so was wie Roulette.“ Ola lachte bitter.

„Dann sollte ich bedeutend mehr Geld verlangen.“

„Gewinnbeteiligung!“, skandierte Ernèst, als stünde er inmitten einer protestierenden Masse auf dem Platz des Sieges, aber dort hatte schon lange niemand mehr gegen irgendetwas protestiert.

„Ich habe seinerzeit gehungert, um an verbotene Bücher zu kommen“, warf Vladimir ein. Der kämpferische Ton seines Sohnes weckte Erinnerungen.

„Dein Sohn hat welche geschrieben, um nicht zu hungern.“ Ola tätschelte den behaarten Unterarm ihres Gatten. Vera bekam ein wenig Gänsehaut, denn die Liebe zu Büchern hatte sie von den beiden Männern geerbt. Ihr Literaturstudium nutzte ihr trotzdem nichts.

„Das hat er. Mein Sohn!“, nickte Vladimir stolz. „Würde er nur besser kochen.“

Das erinnerte Ola daran, dass sie eben einen Nachtschiff hatte kaufen wollen:

„Ich wollte Erdbeeren mitbringen, es gibt ja welche. Ich sage im Laden, ich möchte Erdbeeren mit Erdbeergeschmack, da sagt die ‚Gib’s nich‘, nur die wir haben! Ist das zu glauben?“ Alle

nickten verständig, außer Jan, der sich auch beim Essen nicht vom Fernsehen abhalten ließ. Mathilde sprach ihn trotzdem an:

„Du könntest vielleicht deine Würstchenlieferanten – Jan! – mal auf gute Erdbeeren ansetzen.“ Jan nickte, aber allen war klar, dass sein Nicken nichts zu bedeuten hatte.

„Wo ist denn Billie wieder?“, wollte Ola wissen. Ihre älteste Tochter wohnte zwar noch zu Hause, ließ sich aber selten blicken. Zu viele ehrgeizige junge Männer warteten auf lebenslustige Frauen wie sie, wenn sie nach Feierabend das Büro verließ, in dem sie arbeitete.

„Die ist wieder unterwegs, denke ich mal“, sagte Vera.

„Jede Nacht bei einem Anderen!“ Ola gefiel der Lebenswandel ihrer Tochter nicht, auch wenn Billie im Unterschied zu Vera nicht ständig zitterte.

„Lass sie doch“, beschwichtigte Ernèst. „Sie will was vom Leben haben. Ist schwer genug.“

Ola schaute über den Tisch, wo das Kind saß und stumm seine Suppe löffelte: „Ihr Platz ist ja wenigstens nicht leer.“

„Heute Abend gehe ich wieder zum Training“, sagte Vera und ärgerte sich sofort, nachdem sie es gesagt hatte. Sie wollte nicht als jemand erscheinen, der sich als besonders wohlbezogen gegen die leichtlebige Schwester abheben wollte. Doch genau das war sie immer gewesen. Wohlbezogen, unauffällig und einsam. Die Männer, die ihr den Hof gemacht hatten, konnte sie an einer Hand abzählen, und sie hatte sie außerdem alle abgewiesen. Ihre erste, eher unerfreuliche und unbeholfene Erfahrung mit einem Jungen aus ihrer Schulklasse hatte sie einigermaßen verstört und darin bekräftigt, lieber keine Freundschaften oder Liebesabenteuer zu riskieren. Vielleicht ärgerte sie sich auch darüber, dass sie ihre Familie bezüglich des Trainings heute ausnahmsweise belog. Aber, das wusste sie, ans Lügen sollte sie sich besser gewöhnen, jetzt, wo sie ihre Eintrittskarte in den aktiven Kreis von AR gelöst hatte.

„Du mit deinem Sport. In diesen Zeiten“, sagte Vladimir halb ironisch, halb anerkennend. Vera schaute ihn nicht an.

„We never know“, sagte sie.

Ernèst nahm sich bereits seine zweite Portion.

„Mit der Nase zwischen Buchdeckeln wird nicht jeder glücklich.“

Plötzlich erhob sich Ola. Ihr Blick hatte das Zifferblatt ihrer Herren-Armbanduhr gestreift – gerade noch rechtzeitig:

„Freitagabend, achtzehn Uhr fünfundvierzig, schönen Gruß von General Tulpensteel!“, verkündete sie, alle Anwesenden hoben mit beiden Händen ihre Teller an und warteten ab. Nicht lange, und das vertraute Geräusch einer anfliegenden Granate wurde lauter und lauter. Dem scharfen Krachen der eigentlichen Explosion folgte unmittelbar das typische Summen von Signaturmunitie, die auf zivile Objekte trifft: Wie eine gigantisch verstärkte Version des Brummens jener beliebten Feuerwerkskörper, die man „Biene“ nannte, eine rasch anschwellende, stark vibrierende Mischung aus Nebelhorn und Kreissäge, begleitet von einer hellen, blauen Lichterscheinung, die durch die Ritzen um die Tischtennisplatte und durch das kleine Küchenfenster drang. Bald nach dem Eintreffen der akustischen Vibration begann das gesamte Haus in derselben Frequenz zu vibrieren und natürlich der Tisch und alles, was die Familie nicht in ihren Händen hielt. Im Unterschied zum Explosionsgeräusch hielt das Summen und Vibrieren mehrere Sekunden an. Daher lösten sich im näheren Umkreis eines Granateinschlags auch immer wieder Schrauben aus Gewinden, Nägel aus Wänden, fielen Tassen und Teller von Tischen und aus Schränken. Die Vibrationen hatten noch nicht so weit nachgelassen, dass die Familienmitglieder ihre Teller wieder abstellen konnten, als es plötzlich dunkel wurde und sich im selben Moment die Glühbirne, als Ergebnis des Zusammenwirkens von ungezählten Granatvibrationen und der Erdanziehung, direkt über dem Suppentopf aus ihrer Fassung löste.

Zu den wenigen Dingen, die Veras Familie mit der großen Mehrheit der Bovniker Bevölkerung gemeinsam hatte, gehörte der verbindende Stolz des Mangels. An allen Ecken und Enden mangelte es in Bovnik, mal an diesem, mal an jenem. Aber dieser seit vielen

Jahren andauernde Zustand führte nicht zu Aufständen der Unzufriedenen – zu denen sich Veras Familie durchaus, aber lieber insgeheim zählte – sondern zur Stärkung des ohnehin kaum noch zu steigenden Gefühls nationaler Einheit, das im allgegenwärtigen „WE KNOW“ Ausdruck fand. (Dass es einen Weg gab, den Mangel bis zu einem gewissen Grad zu lindern, war den Kiljans durchaus bewusst, doch dafür hätten sie sich der Mehrheit anschließen müssen, was für sie nicht infrage kam.) Perioden des Mangels wurden immer wieder abgelöst von denen der partiellen Überversorgung. Es gab einfach keine vernünftige Koordination des Handels und der Produktion – noch nicht, wie die Regierung immer wieder beteuerte. Doch in Wahrheit lag das durchaus nicht in ihrer Absicht, die Situation war so, wie sie war, schon nach dem Geschmack der Regierenden. Die sporadische Überversorgung sorgte vor allem dafür, dass die Bovniker den Mangel, der unweigerlich folgen würde, wieder fürchteten und bereit waren, Opfer zu bringen, um ihn zu mildern. Obwohl die Kiljans, wobei sie sich dazu nicht außerhalb der Familie äußerten, die Regierung und die so unerschütterlich geeinte Bovniker Bevölkerung schlichtweg für eine Ansammlung gefährlicher Idioten hielten, wurden auch sie durch Mangel geeint. Jeder achtete gewohnheitsmäßig darauf, nichts zu verschwenden oder zu beschädigen, was gerade schwer zu ersetzen war. Glühbirnen gehörten leider momentan zu den schwer entbehrlichen Haushaltsgegenständen, die man in Bovnik nur zu horrenden Preisen auf dem Schwarzmarkt bekommen konnte – wenn überhaupt. Die Familie hatte in dem Augenblick, als das Licht ausging, also die Wahl, entweder einen oder mehrere Teller einzubüßen und den Tisch mit Suppe zu versauen, und vielleicht, mit viel Glück, Geschick und vor allem Reaktionsschnelligkeit zu versuchen, die Glühbirne aufzufangen, bevor sie im Suppentopf versank und unbrauchbar wurde oder dort gar in tausend Glassplitter zersprang, oder sich auf unbestimmte Zeit mit Kerzenlicht abzufinden. In der so unvermittelt hereingebrochenen Dunkelheit erfassten überhaupt nur Vera und das Kind

die eigentliche Problematik der Situation schnell genug. Doch Vera, deren Aufmerksamkeitstraining bei AR erste Früchte zu tragen begann, saß zu weit vom Suppentopf entfernt, um noch eingreifen zu können und das Kind, welches die lose wackelnde Glühbirne schon während des Angriffs beobachtet hatte, wollte nicht riskieren, einen Teller zu beschädigen und womöglich vom Ess-tisch verbannt zu werden. Kurz – die Glühbirne fiel. Doch bevor sie auf den Topfrand aufzuschlagen drohte, hielt sie Jan sicher in seinen kräftigen, von der Hitze seines Würstchengrills verhornten Fingern. Der kleine Fernseher lag vor ihm auf dem Tisch, seinen Teller hielt er sicher mit seiner anderen Hand. Alle starrten den jungen Mann an, als habe er die Birne gerade aus dem dämmrigen Nichts herbeigezaubert. Er aber betrachtete die heiße Glühbirne ganz dicht vor seinen Augen und schüttelte sie vorsichtig am Ohr seiner Mutter – denn er trug ja die Ohrhörer – damit sie prüfen konnte, ob das kostbare Stück noch in Ordnung war. Ola nickte, noch immer sprachlos. Jan drehte die Glühbirne zurück in die Fassung und widmete sich im Licht der geretteten Birne wieder dem Fernsehprogramm, welches den ganzen Abend schon über Veras Werk berichtete, das von offizieller Seite als „hinterhältiger, aber wirkungsloser Giftanschlag auf die Bovniker Bevölkerung und ihre Anführer“ bezeichnet wurde. Die Moderatoren und die Regierung riefen zur Mitwirkung bei der „Jagd auf die feigen Terroristen“ auf. (Über eine überzogene Darstellung ihrer gewaltlosen Aktionen und die möglichen Auswirkungen auf das Verhalten der Regierung gegenüber AR würde Vera noch einmal mit Mikos zu reden haben, dachte sie.) Es roch nach verbrannter Haut. Das Kind klatschte vor Begeisterung in die Hände. Und wieder staunte die Familie. Zum ersten Mal tat es etwas anderes als dasitzen, essen oder trinken, seit es vor Wochen einfach hereinspaziert und, weil es so hungrig ausgesehen hatte, zum Abendessen eingeladen worden war, worauf es seitdem jeden Abend erschien und nach dem Essen wieder ging. Es lächelte zwar nicht – das wäre den Kiljans geradezu als Wunder vorgekommen, denn es hatte noch niemals gelächelt – aber es

applaudierte. Nachdem es applaudiert hatte, saß es wieder so still da wie sonst. Es saß da, auf seinem Stuhl vor der Tischtennisplatte, die das Einschussloch der Granate aus Zeiten der alten Kriegführung nur teilweise verschloss, und hinter der die Sonne auf den Horizont aus Wohnblöcken wie diesem hinabzusinken begann.

Sica

Das einzige Tröstliche, das Mme. Eloise Altimer der Situation in Bovnik an diesem Abend abgewinnen mochte, war, dass sie auf die Sensationslust der Bovniker vertrauen konnte. Sie würden die ungeheure Demütigung, welche der Regierung gerade widerfahren war und nach den Maßstäben der einfach gestrickten Bovniker durchaus eine Sensation darstellte, bald vergessen, weil am selben Tag ein Wal explodiert war. Ein solches Ereignis erregte in Bovnik mittlerweile weitaus mehr Aufsehen und ereignete sich vor allem sehr viel seltener als das öffentliche Lächerlichmachen von Repräsentanten des Staates durch die Chaoten. Doch auch wenn die Bovniker Bevölkerung die Verhöhnung ihrer Regierung alles andere als billigte, sondern sich (nachdem sie sich in zunehmend beunruhigendem Maße darüber amüsiert hatte) im Gegenteil jedes Mal selbst angegriffen und verhöhnt fühlte, hatte die Chefin des Bovniker Geheimdienstes keinen Grund, diese Attacken auf die leichte Schulter zu nehmen. Denn es war ihr Job, genau die Art von Vorkommnis zu verhindern, welches sich heute Abend schon wieder zugetragen und bereits einer ganzen Reihe von Amtsvorgängern ihre Stellung gekostet hatte, und nicht nur die. Nein, weitaus mehr als das! Sie war lange genug im Geschäft, um zu wissen, wie hoch sie ihren Kredit anzusetzen hatte und dass sie einen, maximal zwei Lakaien in den Abgrund stoßen konnte, bevor sie selbst an der Reihe war – wenn sie nicht bald einen Erfolg vorweisen konnte. Ein Erfolg bedeutete die Erweiterung – oder zumindest die Aufrechterhaltung – ihres Kredits, eine Verhaftung bewahrte

oder vergrößerte den Sicherheitsabstand zwischen ihr und dem Abgrund, eventuell auch die Anzahl von Lakaien, die nach den nächsten Vorkommnissen vor ihr würden dran glauben müssen. Ein Ereignis wie das heutige allerdings kam einem Erdrutsch gleich, ließ den Boden zwischen ihr und der Abbruchkante auf einen Schlag abbröckeln. Mit der Instrumentalisierung und Beeinflussung des Bodens kannte sich Mme. Altimer eigentlich bestens aus. In der ganzen Bovniker Führungsebene gab es niemanden, der diese Technik der Existenzsicherung besser beherrschte als sie. Schon in ihrem ersten Verwaltungsjob nach dem Studium hatte sie bemerkt, wie ungemein wirkungsvoll es war, Konkurrenten und Untergebenen den festen Boden unter den Füßen zu nehmen, wenn sie zu kritisch wurden oder nach ihrem Posten griffen. Sie nutzte jede sich bietende Gelegenheit, und ein gewisses Maß an Macht erleichterte dieses Vorgehen, ihre Kollegen und Untergebenen zu verwirren, ihnen die Orientierung zu rauben, ihnen unterschiedliche, oft auch widersprüchliche Informationen, unmögliche Aufgaben zu geben und dabei zuzusehen, wie sie immer verzweifelter versuchten, damit irgendwie zurecht zu kommen, um nicht wie Trottel dazustehen. Sie perfektionierte diese Technik bald derart, dass sie den Boden um sich herum bei Bedarf geradezu verflüssigen konnte. Da es in Bovnik sehr häufig zu kleineren Erdbeben kam, kannte Mme. Altimer die Verunsicherung, die ein schwankender, rüttelnder oder zitternder Boden auslösen konnte, nur zu gut und nutzte sie als Inspiration für ihre eigene Existenzsicherung. Wie ein Erdbeben die Sandkörner im Untergrund löste sie die Verbindungen zwischen den Bestandteilen dessen, was ihr personales Umfeld zusammenhielt. Wo ihre Mitarbeiter eben noch glaubten, sicher stehen und agieren zu können, verloren sie plötzlich ihr Vertrauen, ihre Gewissheiten, vor allem aber: die Berechenbarkeit ihrer Situation, der Entscheidungen und der Beziehungen um sie herum – insbesondere der zu Altimer, aber nicht nur dieser. Verunsichert, schwankende Häuser, die im verflüssigten Boden zu versinken drohten, waren sie nur noch damit beschäftigt, ihren eigenen

Untergang zu verhindern, während Altimer in aller Seelenruhe ihre Karriere vorantrieb. Freilich – diese Methode nützte vor allem bei Gleichrangigen oder Untergebenen ersten Grades. Bei Sesselfurzern wie dem Agenten hier vor ihrem Schreibtisch wäre sie übertrieben gewesen. Ihn konnte sie bei Bedarf ganz direkt ins Aus befördern, auch wenn sie schon absehen konnte, demnächst selbst zum Rapport beim Regierungschef bestellt zu werden. Das war nur noch eine Frage von Minuten, allerhöchstens von Stunden. Der Kerl schien auch die Sekunden zu zählen, die ihm noch blieben, denn er schaute unentwegt verstohlen auf seine Armbanduhr. Eine von den Dingen, die sich in der Behörde und im ganzen Regierungsapparat wie eine ansteckende Krankheit ausbreiteten: für den Rang und die Bedeutung ihres Trägers mindestens eine Gehaltsklasse zu kostspielig. Nutzen würde ihm seine teure Zwiebel jetzt auch nichts mehr.

Sie selbst hatte immerhin so eben noch festen Grund unter den Füßen, aber Sica, der Lakai, der ihr gerade gegenüberstand, hier in ihrem Büro, dieser Lakai ruderte am Abgrund bereits unübersehbar mit den Armen, in der verständlichen, aber im wahrsten Sinne des Wortes unbegründeten Hoffnung, er werde noch irgendwo Halt finden oder sie – man denke! – sie selbst werde ihm ihre Hand zur Rettung ausstrecken. Der Mann war erledigt, er wollte es hinter seiner altmodischen, schweren Brille nur noch nicht wahrhaben. Sein Nachrücker stand schon bereit, direkt neben ihm und um einiges jünger und unverbraucher als er. Dieser athletische, attraktive Agent, wusste er, dass er der letzte Puffer zwischen seiner Dienstherrin und dem Abgrund war, sobald er an die Stelle dieses erbärmlichen Verlierers träte, der vor dem Schreibtisch stand und versuchte, Mme. Altimer einen Jauchelaster als Sportwagen zu verkaufen? Sie spielte scheinbar abwesend mit den beeindruckend großen und schimmernden Perlen an ihrer Halskette, beobachtete den älteren Lakaiken dabei, wie er in der Duftwolke ihres italienischen Parfums und ihres französischen Haarsprays nach Luft rang,

während sich der Junge in gesundem Abstand hielt. Gut, dachte sie, er konnte sich das momentan noch leisten und es so aussehen lassen, als sei er höflich, sich seines niedrigeren Ranges bewusst und vielleicht sogar zurückhaltend. Dumm war er also nicht. Bei ihm würde es ihr nicht so leicht fallen, ihn abstürzen zu sehen. Nicht so leicht wie es ihr jetzt fallen würde, dem schwitzenden, nach Atem japsenden Kerl vor ihrem Schreibtisch den finalen Tritt zu verpassen, sobald sie seinen Bericht zu Ende gehört und ihn gezwungen haben würde, jede schmerzhaft und demütigende Einzelheit absolut unnötigerweise noch einmal vor seinem jungen Kollegen zu wiederholen.

„Nur noch einmal, um mir die Situation besser vorstellen zu können, Sica: Wie viele Menschen befanden sich heute Abend auf dem Platz des Sieges – abgesehen von den Spitzen unseres Staates und unserer Unterhaltungsindustrie, den Vertretern der Presse, mehrerer Fernsehteams und den Lackaffen von der UN?“, fragte sie und klang beinahe, als habe sie wirklich noch nicht verstanden.

„Rund neuntausend.“

„Davon Sicherheitskräfte?“

Sica räusperte sich. „Knapp dreitausend.“ Sica sah verstohlen auf seine Armbanduhr.

Altimer nickte, als habe sie nun verstanden. „Und niemand von diesen sechstausend Bürgern und dreitausend Staatsbeamten der Sicherheits- und Polizeibehörden hat gesehen, woher dieses Ding ... dieses ...“

„Frisbee“, sprang Lensky, der junge Agent, Mme. Altimer bei.

„... woher dieses Frisbee geflogen kam.“

„Nein, Mme. Altimer, niemand. Es kam einfach um ein Haus herum geflogen. Soviel wissen wir.“

Altimer hob mit einer Spur von Bedauern ihren Kopf: „Wenn Sie das ‚Wissen‘ nennen, Sica ...“

Er sah auf seine Uhr. Altimer lächelte ihn an, wie man einen Delinquenten auf dem Elektrischen Stuhl anlächeln würde.

„Aber ich habe Sie unterbrochen.“

„Erst, als dieses ... Etwas ... zur Rednertribüne flog und in der ... der Überdachung zerplatzte. Da war plötzlich auf dem Podium alles voller Krümel, und dann ...“

„Dann?“

„Nun ja, Sie wissen doch ...“

„Soll ich mir vorstellen, was Sie mir nicht sagen wollen? Ich möchte mir das nicht vorstellen, Sica! Erzählen Sie es mir!“

Sica blickte wieder zur Uhr an seinem Handgelenk und atmete tief. „Dann kamen die Tauben. Alle hiesigen Tauben anscheinend, aus jedem Winkel Bovniks und stürzten sich auf die Krümel, wie wahnsinnig.“

„Und dann, Sica?“, drehte Altimer ihr Messer in seinem Bauch um.

„Dann haben sie sich überall hingesezt, auch auf die Gäste, wurden ja immer mehr und mehr ... und bekamen anscheinend von dem Zeug ... offenbar also ...“

„Bekamen was?“

Der junge Agent Lensky stöhnte vor Qual.

„Die Krümel verursachten bei den Tauben offenbar starken Durchfall, den sie, also, wo sie eben saßen. Sahen natürlich bald alle ziemlich unansehnlich aus, die Leute, Entschuldigung, die ehrenwerten Gäste auf der Tribüne. Und auch der Gestank ... Wir konnten nichts machen, nicht mal schießen. Die Gäste, also die wollten natürlich nicht vor Tauben davonlaufen, deshalb blieben sie da. Ich hab eine totgetreten. Eine Taube.“ Altimer fixierte ihn unentwegt und zeigte keine Regung. Er blickte verstohlen auf seine Armbanduhr.

„Und die Leute?“, fragte Altimer.

„Die Leute ... haben gelacht.“

Für einen Moment schien sich Altimer tatsächlich in der Vorstellung tausender Menschen zu verlieren, die sich vor den Fernsehkameras über die Angehörigen der höchsten Staatsebene vor Lachen ausschütteten, nicht weil sie die Regierung ablehnten, sondern weil sie Opfer dieses unappetitlichen Anschlags war. All das

war geplant gewesen und so abgelaufen, wie die Terroristen es sich gewünscht hatten. Wieder einmal. Als sich ihr Blick nun auf den verschwitzten, nervös blinzelnden Sica fokussierte, war darin keine Ironie mehr, keine Frage und keine Erwartung. Altimer blickte in das Gesicht eines Vergangenen. Dass der noch immer nach seiner Uhr schielte, machte ihn nur noch jämmerlicher. Jetzt blieb ihr bloß noch, den Hebel umzulegen, den Elektrischen Stuhl unter Strom zu setzen, was hieß: Sica aus dem Büro in die Bedeutungslosigkeit führen zu lassen und Lensky, der bleiben würde, zu befördern. Nur der verzweifelte Sica schien das nicht zu begreifen. In diesem Moment öffnete ihr Sekretär behutsam die Tür:

„Ein Bote für Signor Sica, Mme. Altimer“, sprach er so gedämpft, als habe er Teppichboden geschluckt. Sofort spannte sich Sicas Rücken, er drehte sich zur Tür, dann zu Altimer:

„Madame ... das ist sehr ... , ich habe diesen Boten erwartet, seit ich mein Büro verlassen habe!“

Einigermaßen erstaunt ließ Altimer den Boten eintreten. Der steuerte sogleich unter zahlreichen Verbeugungen gegen Altimer den angezählten Agenten an und überreichte ihm ein Kuvert. Sica ließ ihn sich entfernen, riss das Kuvert auf und zum Vorschein kamen ein Papier und ein Foto, das mit einer Sofortbildkamera geschossen worden war. Sica überflog alles und atmete durch.

„Dürfen wir erfahren, was das ist?“ Altimer betrachtete sich und den jungen Agenten Lensky offenbar bereits als das neue „Wir“. Sica ignorierte Lensky, legte das Foto vor Altimer auf den Tisch, daneben das Papier mit der Analyse.

„Das, Madame, ist das erste Mal, dass wir einen der Terroristen zu Gesicht bekommen, von dem wir wissen, dass er ein Terrorist ist, das ist unsere Attentäterin. Ein Besucher einer Bar hat sie heute Abend kurz nach dem Vorfall zufällig aufs Bild bekommen.“

„Woher wissen wir, dass sie die Attentäterin ist?“ Dieses „Wir“ schloss Sica bereits nicht mehr ganz aus.

„Sehen Sie die beiden Tauben, die die Frau dort am Brunnen bedrängen?“

„Ja, und?“

„In der ganzen Stadt gab es zu dieser Zeit keine Tauben mehr. Die waren alle auf unserer Tribüne oder noch auf dem Weg dahin, weil sie wie hypnotisiert von irgendeiner Substanz angelockt wurden. Wenn diese beiden Tauben sich stattdessen für die Frau dort interessiert haben, und das sieht mir ganz danach aus, dann muss sie etwas sehr, sehr Anziehendes für Tauben an sich gehabt haben.“

In seinem persönlichen Fiasko vergaß Lensky jegliche Zurückhaltung und fragte Sica fassungslos:

„Wie sind Sie so schnell da angekommen? Mit diesem Steckbrief pflastern wir die ganze Stadt!“

Der Blick, den er von Sica daraufhin empfing, machte ihm, schmerzhaft wie ein harter, tiefer Schlag, klar, wer von ihnen beiden ein blondierter, karrieregeiler Schnösel und wer ein Agent war, vor dem sich die Staatsfeinde fürchten mussten.

Mme. Altimer spürte, wie der Boden unter ihren Füßen und in einem beruhigenden Umkreis wieder fest wurde.

Zu Hause

Der äußere Anschein körperlicher Unversehrtheit nach dem Unfall und Salvatores anschließender Reanimation hatte getäuscht. Zehn Tage, nachdem Salvatore im Bovniker Universitätsklinikum mehrmals operiert worden war, um sein an drei Stellen gebrochenes Becken wiederherzustellen, wachte er aus dem künstlichen Koma auf, in das man ihn zu seinem eigenen Schutz versetzt hatte. Genau genommen wachte er bereits zum zweiten Mal auf, denn das erste Mal, wenige Stunden zuvor, nachdem das Sedativ abgesetzt worden war, er selbstständig zu atmen begonnen und man den Beatmungsschlauch vom Tubus abgenommen hatte, war bereits wieder komplett aus Salvatores Erinnerung verschwunden, als er mitten in der Nacht von allein wieder erwachte. Da er bis vor einigen Stunden beatmet und künstlich ernährt worden war,

schmerzten sein Gaumen, sein Kehlkopf und die Stelle am Hals unterhalb seines Kehlkopfes, in der noch der Tubus des Beatmungsgeräts in seinem Hals steckte, was Salvatore jedoch noch nicht realisierte. Es war still im Raum, nur ein fahles Nachtlcht brannte, und Salvatores Augenlider, die man fürsorglich mit etwas Vaseline eingestrichen hatte, ließen sich nur schwer öffnen. Als er es endlich geschafft hatte, verklebte die Vaseline seine Augen, und er konnte nichts sehen außer einem vagen Lichtschein, der sich in den Schlieren der Vaseline auf seiner Hornhaut vielfach brach. Er blinzelte, die Vaseline brannte in seinen Augen. Er versuchte, sich die unangenehme Substanz mit der Hand abzuwischen, musste aber feststellen, dass er seine Hand nicht heben konnte. Er konnte den ganzen Arm nicht bewegen. Sein Arm tat nicht, was Salvatore wollte. Er tat gar nichts. Auch der andere Arm gehorchte Salvatore nicht. Er fragte sich, ob seine Arme überhaupt noch da waren. Ihm fiel zwar kein Grund ein, weshalb sie nicht da sein sollten, aber in der unklaren Situation, in der er sich befand, erschien es ihm nicht übertrieben, ihre Existenz nachzuprüfen. Er versuchte, den Kopf zu heben, doch ohne Erfolg. Sein Kopf ließ sich nicht bewegen. Ob er irgendwo eingeklemmt war oder Salvatore einfach nicht die Kraft hatte, seinen Kopf zu bewegen, blieb also erst einmal offen. Wenigstens musste er sich keine Sorgen machen, ob sein Kopf noch da war. Er konnte ja unmöglich verschwunden sein, Salvatores Augen ließen sich doch bewegen, und das wäre ohne Kopf kaum zu bewerkstelligen gewesen. Sogar die Zunge konnte er etwas bewegen und den Mund ein wenig öffnen. Also war dort oben vermutlich alles vorhanden. Vom ordnungsgemäßen Zustand seiner Ohren ging er der Einfachheit halber aus, und seine Nase konnte er zwischen seinen Augen errahnen, wenn er sich sehr bemühte, einen Moment lang zu schielen. Wirklich sehen konnte er noch immer nicht. Salvatore blinzelte weiter, ohne dass sich seine Sicht besserte. Womöglich konnte ihm eine kleine Bewegung mit einem Finger gelingen, damit würde er gleichzeitig das Vorhandensein sowohl der Arme als auch der

Hände bestätigen können. Er konzentrierte sich auf seinen rechten Zeigefinger, sein rechter Zeigefinger war vermutlich sein meistbenutzter und am besten geübter Finger, auf ihn konnte er sich in der Regel blind verlassen. Ja, er spürte eine Berührung, die Spitze des Zeigefingers berührte die Spitze des Daumens, der die Berührung ebenfalls signalisierte. Wenn dies nicht so etwas wie ein Phantomschmerz war, dann war sein rechter Arm vorhanden, vermutlich mit allem, was dazugehörte. Auch seines linken Armes konnte er sich auf diese Weise versichern. Seine Augen brannten nun recht unangenehm. Salvatore schloss die Lider, kniff sie zu, so fest er konnte. Es strengte ihn an, also ließ er es bald wieder sein. Langsam verschwand das Brennen, aber nun trännten seine Augen. Er spürte, wie die Tränenflüssigkeit zu beiden Seiten seines Gesichts hinab rann. In seinem linken Ohr schien sich die Flüssigkeit zu sammeln. Hier begann es zu jucken. Dieses Ohr war also, wo es hingehörte. Allmählich besserte sich das Brennen in den Augen, das Tränen ließ nach. Die Tränenflüssigkeit auf seinem Gesicht kühlte sich ab, die Bahnen, die sie genommen hatte, trockneten an und juckten nun ebenfalls. Oder war es das Salz, das nun juckte? Salvatore versuchte, seinen Kopf hin und her zu schütteln, um die Tränenflüssigkeit, die sich in seinem Ohr gesammelt hatte, herauszuschleudern oder zumindest großflächiger zu verteilen, aber dazu fehlte ihm die Kraft. Also wartete er, bis die Tränen in seinem Ohr von selbst trockneten. Die Tränen auf der rechten Seite seines Kopfes waren vermutlich unterhalb seines Ohres, von dem er nun annehmen konnte, dass es ebenfalls nicht fehlte, bis in seinen Nacken geflossen, denn dort juckte es ihn nun mit ein wenig Verzögerung auch. Während er wartete, besann er sich auf seine Beine. Die hatte er irgendwie vergessen. Sie zu prüfen war sicher nicht so einfach, wie bei den Händen, denn er hatte seine Zehen noch nie gegeneinander führen können, jedenfalls nicht an ein und demselben Fuß. Er entschied, es erst einmal mit einer beliebigen Bewegung der Zehen zu versuchen, musste aber bald einsehen, dass seine Zehen sich nicht bewegen

ließen, ebenso nicht seine Füße und seine Beine. Das musste nicht bedeuten, die Beine seien nicht vorhanden, sagte er sich, aber es war auch nicht unbedingt geeignet, Heiterkeit zu verbreiten. Alles in allem befand er sich offenbar in einer ungewohnten, vielleicht sogar besorgniserregenden Situation. Sein Puls stieg. Wo war er überhaupt? Er hatte keine Ahnung, wo er war. Warum konnte er sich nicht bewegen? Warum kaum etwas sehen? Was war eigentlich passiert, was hatte ihn in diese Situation gebracht? Es gelang ihm, nicht in Panik zu geraten. Im Grunde fühlte er sich wohl. Abgesehen von dem Jucken in seinem Ohr und dem Druckgefühl auf seinem Hals fühlte er sich sogar ausgesprochen wohl. Er konzentrierte sich auf diejenigen Sinneseindrücke, die ihm keine Mühe bereiteten. Der Geruch. Der Geruch, den er wahrnahm, kam ihm zwar nicht gewöhnlich vor, aber auch nicht völlig fremd. Ein klar umrissener Geruch, ein gleichermaßen alarmierender wie vertrauenerweckender Geruch. Er atmete etwas tiefer ein, um ihn genauer identifizieren zu können, erinnerte sich, wie er einmal in einem Krankenhaus einen entzündeten Mückenstich hatte behandeln lassen, weil sein Handgelenk auf die Dicke seines Oberarms angeschwollen war, da zuckten seine Augen vor Schreck. Begleitet von kurzen, blitzartigen Helligkeitsänderungen drangen dumpfe Geräusche herein, harte Schläge, besser, Einschläge. Granateinschläge, gefolgt von tiefem Summen. Genau, Geräusche hatte er noch gar nicht in Betracht gezogen. Er hatte ja auch noch keine registriert, seit er erwacht war, das bemerkte er jetzt. Salvatore erkannte die Geräusche wieder. Vertraute Geräusche. Signaturgeschosse. Das Wort übte eine beruhigende Wirkung aus. Seine eben aufgekeimte Angst legte sich wieder. Signaturgeschosse. Er war in Bovnik. Vermutlich in einem Krankenhaus. Aber er war zu Hause.

Das Bovniker Uni-Klinikum, ehemals „Kaiserliches Universitätsklinikum“, blickte auf eine glorreiche, wenn auch mittlerweile angestaubte Geschichte zurück. Die Keimzelle seines Erfolges, die

neurologische Abteilung, zehrte noch heute, beinahe zehn Jahre nach dem Zerschlagen des Staates Thunak und der Unabhängigkeit Bovniks, bald siebzig Jahre nach der Auflösung des Kaiserreiches und einhundertzehn Jahre nach der Gründung des Instituts, vom Ruhm seines zutiefst humanistischen Gründers, und der leitende Professor schien überzeugt, dessen Errungenschaften nichts auch nur annähernd Segensreiches mehr hinzufügen zu müssen. Stattdessen profilierten sich die Ärzte der Neurologie und Psychiatrie seit dem politischen Umbruch und unter dem Eindruck seiner Folgen für die innere und äußere Sicherheit des jungen Staates lieber in der engen Zusammenarbeit mit den Staatssicherheitsbehörden, mit anderen Worten: sie perfektionierten die Methoden der „Befragung Aussageunwilliger“, testeten und entwickelten „unterstützende“ Medikationen und Verfahren und werteten Verlauf und Ergebnisse ihrer Anwendung nach streng wissenschaftlichen Maßstäben aus, um sie weiter zu optimieren. Der noch jugendliche, kleine, um nicht zu sagen zwergenhafte Staat Bovnik verfügte aufgrund des außergewöhnlichen Engagements der besten Neurologen des Landes über die berüchtigtsten und erfolgreichsten Folterer des ganzen Kontinents, die sich allerdings so gut wie ausschließlich mit thunakischen Spionen und Soldaten befassten. Abgesehen davon konnte jeder reguläre Patient der Bovniker Neurologie sicher sein, eine ausgesprochen kompetente Diagnose und Behandlung zu erhalten, und auch jeder Unfallpatient, bei dem eine Schädigung des Gehirns oder Nervensystems nicht von vornherein ausgeschlossen werden konnte, verließ das Klinikum nicht, ohne dass zumindest die grundlegenden neurologischen Parameter gewissenhaft überprüft worden waren. Die außerordentliche Qualität der Bovniker Neurologen und Neurochirurgen war zwar auch außerhalb Bovniks bekannt, doch niemand wollte in ein Kriegsgebiet kommen, Kopf und Kragen riskieren, um von einem zugegebenermaßen hervorragenden Neurochirurgen operiert zu werden. Doch seit die Signaturtechnologie angewendet wurde, änderte sich die Situation zusehends, und so fanden nun auch zahlungskräftige Patienten

aus dem Ausland Aufnahme in den altherwürdigen Gemäuern des Klinikums. Ihr Geld sorgte im Gegenzug dafür, dass sich die Klinik noch bessere Ausstattung leisten konnte. Bald würde sie weltweit an der Spitze stehen, prognostizierten nicht wenige Kenner der Branche. Einer der ersten dieser ausländischen Patienten war der Vorstandschef eben jenes Rüstungskonzerns, welcher dafür gesorgt hatte, dass Zivilpersonen in Bovnik nicht mehr um ihr Leben fürchten mussten als an Orten der Erde, in denen kein Krieg herrschte. Ein Schlaganfall hatte ihn mitten in einer Vorstandssitzung ereilt, in der erbittert um die künftige Strategie zur Verbreitung ihrer, wie sich herausgestellt hatte, tatsächlich bahnbrechenden Signaturtechnologie gestritten worden war. Allen im Vorstand war nur zu klar geworden, welch unermessliches Marktpotenzial sie würden ausschöpfen können, welche geradezu absurd hohen Wachstums- und Gewinnmargen sie würden realisieren können, wenn auch nur ein Bruchteil der Möglichkeiten umgesetzt würde, die sich zu jenem Zeitpunkt abzuzeichnen begannen. Denn ihre Technik schien wirklich zu funktionieren. Mit ausreichender Zuverlässigkeit hatte sie erst die Erwartungen erfüllt, dann aber bald weit übertroffen. Lizenzvergaben, eigene Anwendungen und Waffenproduktion, Beteiligungen an produzierenden und entwickelnden Unternehmen und: Kunden in der ganzen Welt, auf jedem Kontinent, auf staatlicher und privater Seite erwarteten den Konzern. Geld ohne Begrenzung. Jeder würde die Technik haben wollen, wenn ihre Wirksamkeit unzweifelhaft bewiesen und erprobt und für die Handhabung der ihr innewohnenden ethischen Problematik „griffige Formulierungen“ gefunden sein würden. Und wenn auch nicht jeder staatliche oder privatwirtschaftliche Interessent offen danach fragen würde, so doch wenigstens unter der Hand. Zumindest „erproben“ würde sie nahezu jeder Staat dieser Erde. Und jeder sollte sie auch bekommen. Sehr bald, nachdem der Vorstandschef während der Sitzung in sich zusammengesackt war, hatten die PR-Strategen die große Chance erkannt, die in dieser Situation steckte. Sie würden sie benutzen, um der Welt zu de-

monstrieren, wie groß das Vertrauen der Firma und der Familie des Vorstandschefs in die Signaturtechnologie war – sie hielten der Ehefrau des Vorsitzenden eine gefälschte Anweisung des Todkranken unter die Nase, ihn im eingetretenen Fall nach Bovnik zu bringen und schickten ihn zur Behandlung und Rehabilitation mitten in den Krieg, den Krieg, der mit ihrer neuen Technologie geführt wurde. Schon jetzt, der bedeutende ausländische Patient hatte gerade einmal seine erste Operation hinter sich und erholte sich nur wenige Zimmer von Salvatore entfernt, begann der Schachzug des Konzerns, die gewünschte Wirkung zu entfalten. Die Vereinten Nationen, die über die Technik tief zerstritten waren und ihren Einsatz in diesem Konflikt nur überwachten, weil sie vorher vollkommen hilf- und erfolglos darin agiert hatten, waren nun, nach knapp zwei Jahren der neuartigen Kriegführung, ausgesprochen kleinlaut geworden. Die Verantwortlichen des Konzerns durften demnach zuversichtlich sein, dem Vorstandschef, sobald er wieder in der Lage sein würde, seine Situation zu erkennen und sich zu der dreisten Urkundenfälschung möglicherweise kritisch zu äußern, einige höchst beeindruckende Zahlen vorlegen und ihn damit – so gut kannte man ihn – ohne Zweifel überzeugen zu können.

Salvatore konnte die Gegenstände in seinem Krankenzimmer nun schon besser erkennen. Sogar seine restlichen Finger ließen sich wieder etwas bewegen und er versuchte, seine rechte Schulter anzuheben. Es gelang. Er bemerkte den Signalknopf, der über seinem Bett von dem galgenähnlichen Gestell baumelte, gleich neben dem grauen Haltegriff, der aussah wie eine fette Triangel. Er fragte sich, ob er den Knopf erreichen und nach einer Schwester klingeln könnte. Nicht, dass er einer Schwester gerade jetzt bedurft hätte, aber als erstes, ehrgeiziges Ziel nach seinem Erwachen schien ihm der Knopf geeignet. Was danach käme, würde er sehen. Vielleicht würde ihm die Schwester ja auch sagen können, warum er überhaupt hier war. Er fasste den Klingelknopf fest ins Auge und hob seinen Arm.

Als die Nachtschwester kurz darauf Salvatores Zimmer betrat, verwunderten ihn zwei Tatsachen: 1. Die Schwester sah ihn, nachdem sie an seinem Bett einen Moment irritiert gewirkt hatte, mit einem schwachen, aber doch erkennbaren, freundlichen Lächeln an. 2. Er konnte sie nicht fragen, warum er im Krankenhaus lag. Die Erklärung für die zweite Tatsache fand er rasch selbst – mit dem Tubus im Hals konnte er einfach nicht reden. Die für Tatsache Nummer eins bekam er in dieser Nacht nicht. Auch nicht am folgenden Tag oder in der folgenden Woche. Diese Erklärung war um ein Vielfaches komplizierter, beinahe unmöglich zu akzeptieren und von derart großer Tragweite für ihn, dass er mehrere Wochen brauchen würde, um sie zu erkennen und anzunehmen – und daraus Konsequenzen zu ziehen. Bis dahin würde diese Tatsache sein Leben aber bereits völlig auf den Kopf gestellt haben.

Ein Versuch

Acht Jahre erbitterter und ergebnisloser Bruderkrieg zwischen Thunak und Bovnik waren der erstmaligen Anwendung der Signaturtechnologie in der praktischen Kriegführung vorausgegangen. Ergebnislos war dieser Krieg vor allem hinsichtlich der ursprünglichen Absichten der Parteien und der Lösung der Konflikte gewesen. Weder war es Thunak gelungen, Bovnik wieder in die staatliche Einheit zu zwingen, noch hatten es die Bovniker geschafft, ihre Selbstständigkeit vor den Attacken der thunakischen Seite zu schützen. Stattdessen hatte es Tausende von Opfern im militärischen, und noch mehr Tote und Verletzte im zivilen Bereich gegeben. Auf allen Ebenen des Lebens waren nach den acht Jahren Krieg schlimmste Verheerungen auf beiden Seiten nicht nur äußerlich sichtbar geworden, sondern hatten sich tief in das Bewusstsein, in die Seele und die Identität der Menschen eingegraben. Die Älteren, die zum Teil noch den Großen Krieg miterlebt hatten, resignierten ganz und gar oder lebten in der Reaktivierung des Solda-